Heimathlos.

Eine Erzählung

von

M. Goldschmidt.

Aus dem Dänischen.

Zweiter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1854.

Heimathlos.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

An einem Herbstmorgen ging ein junger Student über den Kirchhof unsrer lieben Frauenkirche zum ersten Male zur Vorlesung. Wer ihm begegnet wäre und ihn beachtet hätte, würde vielleicht ein Gefühl des Wohlbehagens empfunden haben; seine gerade, schlanke Gestalt zeugte von etwas Feinem und Zartem, welches ihm ein schwächliches Aussehen gegeben haben würde, wenn man seine Jugend und namentlich die kindliche Frische seiner Wangen, sowie seine nußbraunen Augen, welche mit einem träumenden Ausdrucke in die Welt hinausblickten, hätte übersehen können. Gerade in der Mischung von etwas Klarem, Aufgewecktem und Unschuldigem mit etwas Verborgenem, Ernstem und Gedankenvollem lag wohl das Eigenthümliche, Sympathieerregende in seinem Auftreten. Er gehörte zu den-

jenigen, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie sehr glücklich und die Gegenstände vieler Liebe sind, weil aus ihrem ganzen Wesen die Zusage hervorblickt, daß sie Anspruch darauf haben. Dieser junge Student war Otto Kroyer.

In der kurzen Zeit, welche er, nachdem er die letzten Worte mit seiner Mutter über Emilien gewechselt hatte, noch in seiner Vaterstadt zubrachte, war über nichts, als nur über die nothwendigsten Sachen gesprochen worden. Die Mutter fühlte keine Kraft in sich, mehr zu sagen oder vorzunehmen; auf Otto aber hatten seine eigenen Worte gewirkt; er war erschrocken, als er hörte, was er selbst sagte, er fühlte eine Angst vor der Macht, welche aus ihm redete. Ohne das Vermögen und ohne Gelegenheit, in der That so vielen Trotz zu zeigen, wie er angedeutet hatte, und eben so sehr ohne Kraft, das Unruhige und Leidenschaftliche, welches sich kund gegeben hatte, aus seiner Seele auszurotten, war er hingesunken; das Gute hatte sich mit dem Bösen zu einer stillen Nachgiebigkeit gegen Gebrauch und Sitte vereinigt.

Doctor Siemsen war herunter gekommen, um ihm Lebewohl zu sagen, und sah mit Madame Kroyer dem Wagen nach, als dieser davon fuhr.

„In Gottes Namen!“ sagte Madame Kroyer; „nun mag unser lieber Herrgott mit ihm sein und ihn

wie ein gutes Kind zurückbringen; ich kann nichts dazu thun."

„Mit Gottes Hilfe, das wird er," sagte Doctor Siemsen, fügte aber bei sich selbst hinzu, indem er die Straße hinabging: „Ja, jetzt fangen wir an zu rasen! Weibergeschwätz! Ich will meinen Einspänner gegen eine Schiebkarre setzen, daß er, sobald er durch's Westerthor hineingekommen ist, mit allen Vieren hintenausschlägt. Lustige Kameraden und Frauenzimmer findet man genug in Kopenhagen ... mir wäre es selbst recht, wenn ich einmal hinkommen könnte."

Darin hatte Doctor Siemsen wohl Recht, daß unser Herrgott es nicht übernimmt, in Person der Führer und Erzieher der jungen Studenten zu sein; auf der andern Seite ist aber ein solcher junger Mann nicht ganz und gar dem ersten besten Zufalle Preis gegeben, und fällt nicht einem jeden „Kameraden" in die Hände. Der Zufall ist nicht so blind, als man glaubt, oder die menschliche Seele nicht so leicht seinen Launen unterworfen. Was man antrifft und findet, hängt auch von dem ab, was man sucht, und von der bewußten oder unbewußten Richtung der Seele.

War Otto — wie er selbst glaubte — um Emiliens willen fleißig gewesen, war diese frühe Liebe ihm Triebfeder und Zweck gewesen, so war jetzt nach Emiliens Verlust das Geistige und Wissenschaftliche

sein Ziel geworden, oder es lag wenigstens wie ein unwillkürlicher Drang in ihm. Sein Sinn war auf das Klare, Erkennende, Erobernde im Reiche der Gedanken gerichtet, wenn er auch nicht sein Ziel gewahrte. Er hatte noch nicht an irgend etwas Unschönem Theil genommen, kannte nicht den dazu führenden Weg, und durch das gewöhnliche Alltagsleben, welches ihn empfing, durch die Straßen, in denen eine gesetzte Ruhe herrschte, führte ihn sein Gang von selbst nach der Heimath der Studenten, nach der Universität.

Er stieg mit raschen Schritten die breite Steintreppe hinan, und als er zum ersten Male die große Thür öffnete, bemächtigte sich seiner ein gewisses religiöses Gefühl, ein stolzes und ehrfurchtsvolles Bewußtsein, zu den Auserkornen zu gehören, deren Platz unter dem Banner der Pallas Athene ist. Die Thür fiel mit großem Geräusch hinter ihm zu und es that ihm beinahe leid, daß er es nicht vermieden hatte, beim Eintreten so viel Lärm zu machen.

Nach einigen Stunden, als die Vorlesungen beendigt waren und der Strom der Studenten sich aus der Thür ergoß, ging er mit einigen Andern auf den Platz und schlug ihnen, weil es so schönes Wetter war, vor, einen Spaziergang außerhalb der Stadt zu machen. Die beiden Andern hatten aber keine Zeit, weil sie zu einer Gesellschaft bei einem der Professoren eingeladen

waren. Otto betrachtete diese Gesellschaftlichkeit als Etwas, welches ganz einfach und natürlich auch ihm hätte zu Theil werden können, wenn er einen Besuch bei seinem Privat-Präceptor abgestattet hätte. Bei der Immatriculation hatte man ihm feierlich die Frage vorgelegt: welchen der Professoren er zu seinem Privat-Präceptor, zu seinem besonderen Vorgesetzten, Rathgeber, Vormund zu haben wünsche, und seine Wahl war feierlich in ein Protocoll eingetragen worden. In Ermangelung anderer guter Neuigkeiten hatte er seiner Mutter geschrieben, daß er einen berühmten Gelehrten und Staatsrath gewählt habe, und sie hatte in ihrer Antwort ihre Zufriedenheit und Freude darüber ausgedrückt, daß er sich ein so gutes Haus ausgesucht habe. Nun beschloß er, einen Besuch zu machen.

Er kam zum Privat-Präceptor. Der Diener öffnete ihm die Thür und fragte, wer er sei.

„Ich bin Student,“ sagte Otto.

„So?“ sagte der Diener in einem Tone, als wollte er hinzusetzen: „Deren haben wir genug.“

„Der Staatsrath ist mein Privat-Präceptor,“ setzte Otto hinzu.

Der Diener ging hinein und kam bald mit dem Bescheide zurück, ob er nicht wiederkommen oder am liebsten sein Begehren schriftlich einreichen wolle.

Otto merkte, daß er einen Fehlgriff gemacht habe;

die Autorität des Vornehmen ruhte auf ihm, und er wurde nur betroffen über seine kühnen Erwartungen und erröthete über das Mißverständniß, wozu er, nach den Worten des Dieners zu schließen, Veranlassung gegeben hatte. Er tröstete sich indeß bald mit dem Gedanken, daß er zu Hause Tausend und Eine Nacht und dänische Rittergeschichten liegen habe, und eilte, um sich in diese Welt der Poesie zu versenken.

Das Ganze war von Otto's Seite eine Naivetät, deren sich ein in Kopenhagen erzogenes Kind nicht leicht würde schuldig gemacht haben, denn in Kopenhagen erhalten die Kinder bald eine Einsicht von der Welt und werden früh daran gewöhnt, auf das Factische, das Falsche, das Lächerliche, die trockene Prosa, welche sich unter großen Titeln und schönen Redensarten verbirgt, ein aufmerksames Auge zu haben. Man sucht sich freilich auch in den Provinzen einen genauen Begriff von Allem, was man in der Welt, in Kopenhagen antreffen soll, zu bilden, und manches Kopenhagener Kind besitzt auch wohl eine schöne, vertrauensvolle Unwissenheit; aber in der Regel findet man nur unter den Kindern aus den Provinzen solche Gemüther, welche nicht viel fragen, zufrieden sind mit den Vorstellungen, die sie sich unwillkürlich in einem kleinen Kreise gebildet haben, sich aus jeder Täuschung ihrer Phantasie eine Erfahrung zusammenflicken, und

mit kindlichem oder poetischem Glauben — auch Köhlerglauben genannt — Alles für baare Münze hinnehmen, was ihnen nur in einem einigermaßen ernsten Tone gesagt wird, während sie gleichzeitig vortreffliche Theorieen von der Falschheit der Menschen besitzen. Haben sie in einer einzelnen Richtung eine schmerzliche Erfahrung gemacht, so sehen sie dies an als etwas Merkwürdiges, was nur ihnen allein zugestoßen ist.

Außerdem lag der Erwartung Otto's von seinem Privat=Präceptor eine natürliche und gesunde Vorstellung zu Grunde. Sieht man den Palast, welcher für die Studien erbaut ist, hört man die beständigen Reden von dem hohen und herrlichen Ziele, welches die Studenten vor Augen haben, lies't man ihre Lieder, in denen sie sich selbst die „Herren im Reiche des Geistes" nennen, so ist es verzeihlich, wenn man voraussetzt, daß auch außerhalb der Vorlesungen ein geselliger Verkehr zwischen den Studenten und ihren Lehrern stattfindet, daß die Jugend zu einer Gesellschaftlichkeit und zu einem Umgange, welche sich für ihren großen Zweck passen, herangebildet wird, und daß es nicht die gleichgiltigste Sache von der Welt ist oder zu sein scheint, ob sie aus dem Universitätsgebäude zum „Himmel" oder zur „Hölle"*) gehen. Es findet nun aber ein=

*) Die Namen zweier Wirthshäuser in Kopenhagen.

mal auf unsrer wissenschaftlichen Hochschule kein Anschluß zwischen den Lehrern und Schülern statt; das Leben der Professoren ist der Jugend nur in den Stunden der Vorlesungen gewidmet; es ist nicht ihre Sache, als Führer zu dienen und durch ihre Persönlichkeit und durch ihr Beispiel unmittelbar einzuwirken. Es gibt auch kein allgemeines, besonderes Studentenleben, freilich aber auch keine Burschenschaft, keine Landsmannschaften und dergleichen. Die Professoren sind Gelehrte, Gesellschaftsmänner, Politiker, Parteianführer und dergleichen; die Studenten sind von der großen Stadt bezwungen oder in derselben aufgenommen, leben von ihrem Geiste und theilen ihr Loos.

An die Stelle des gesellschaftlichen Umganges mit den Lehrern, an die Stelle der vollen, lebendigen Einwirkung ihrer Persönlichkeiten tritt bei manchen Studenten ein ästhetisches. Man faßt den Mann nach seinem Namen, seinem Vortrage, nach einem Theile seines Wesens auf und umgibt ihn mit einem Cultus von ferne. Der Professor Paul Möller war in einem hohen Grade der Gegenstand einer solchen Verehrung; durch seine besondere Tiefe, Innigkeit und joviale Kühnheit hat er mächtig auf Viele eingewirkt und ist vom Katheder ein lebendiger Repräsentant der Schönheit und Herrlichkeit der Wissenschaft gewesen. Er war aber damals schon gestorben und Niemand

hatte seine Popularität unter den „Russen" geerbt, insofern sie nicht schon Politik trieben und demgemäß ihr Idol wählten. Am meisten Recht an Paul Möllers Erbschaft hatte Bröndsted; in seinem Wesen lag eine Mischung von Vornehmthun und Jugendlichkeit; eine gewisse Lust, sich hervorzuthun, ward von seinen noch jugendlicheren Zuhörern bald aufgefaßt und kritisirt. Er sprach aber von Griechenland mit einer Kenntniß und einer Begeisterung, welche nur Wenigen gegeben ist, und er fesselte seine Zuhörer durch die lebendigen Schilderungen seiner eigenen Reise, seines Aufenthalts unter den Ruinen der großen Vorzeit, der Ausgrabungen, der Gebräuche des jetzt lebenden Volkes und dergleichen. Man konnte ihm anmerken, wie tief er die Schönheit eines Verses von Sophokles empfand und wie froh er dabei über seine eigene wohlgelungene lateinische Uebersetzung war. Diejenigen, welche poetische Gaben besaßen, kamen zum Verständniß dieser Stelle; die Uebrigen belustigten sich darüber, daß sie ihm so viel Vergnügen machen konnte. Es strömte Leben von ihm aus; aber Viele kamen zu keiner recht freundlichen Erkenntniß desselben. Gerade in ihn verliebte Otto sich; eine unbedeutende Scene, welche sich zugetragen hatte und vielleicht an Manchem spurlos vorüber ging, gab dazu die nächste Veranlassung. Bröndsted war ein Mal zu spät gekommen, und als

die Stunde verstrichen war, wollte er nicht sogleich abbrechen und drohte folglich damit, die zehn Minuten Zwischenpause wegzunehmen. Man fing an zu husten und mit den Füßen zu scharren; er ließ sich nicht stören und der Lärm nahm zu. Plötzlich schloß er sein Heft und richtete den Blick auf das Auditorium; sein Kopf bewegte sich langsam zwischen dem mächtigen Hemdkragen. Nachdem es ruhig geworden war, sagte er: „Er verstände ihre Zeichen, wolle sie aber darauf aufmerksam machen, daß er nicht des Lohnes halber, nicht für Gabe oder Gunst an dieser Stelle stehe, sondern daß er der Wissenschaft halber da stehe, und wer keine Achtung für diese hege, könne gehen.“ — Es lag in dem Wesen des Professors Etwas, was Otto mit sich fortriß; bei der Weise, mit welcher Bröndsted diese Worte sagte, und bei der darauf folgenden tiefen Stille war es ihm, als habe sich ihm die Wissenschaft in ihrer Hoheit gezeigt, als wäre die Göttin vorüber geschritten.

Der in seinem Herzen liegende Drang, Etwas zu lieben und zu bewundern, hatte einen Gegenstand oder eine Beschäftigung gefunden; er fühlte sich gesund und durch seinen Fleiß beruhigt.

Und so fand in seinem Innern eine Art optischer Täuschung statt; was ihm am nächsten lag, was ihm kürzlich Kummer verursacht hatte, zog sich in seiner Erinnerung am weitesten zurück, während die Ver=

gangenheit, die ersten Kinderjahre und ihre Gestalten, wenngleich nur in matten Umrissen, in den Vordergrund traten und eine stille Sehnsucht, welche, wie jener Römer, Frieden und Krieg in den Falten ihrer Toga trug, bei ihm hervorbrachten.

Zweites Kapitel.

Eines Morgens stand er am Fenster. Auf den Straßen und auf den Dächern der Häuser weilte noch der Winter, am Himmel aber und an den weißen, von der Sonne beleuchteten Wolken zeigte sich das Lächeln des Frühlings. Er gedachte der Heimath, der Kindheit, kleiner Scenen im Garten, und sein Herz schwoll in Thränen, er vermißte Etwas und fühlte sich unendlich verlassen. Seine Sehnsucht nach dem Verlornen wurde so stark, daß es ihm schien, als müsse ihm, und geschähe es auch durch ein Wunder, Erstattung werden, als würde der Himmel ihm die in's Leben gerufene Erinnerung seiner Kindheit, das in einer neuen irdischen Gestalt wiedergeborne Ideal seiner Liebe zuführen, wie Freia auf ihrem Karren die Alvilde dem Vaulundur zuführt. Er schaute fortwährend nach den davon eilen=

den Wolken; die eine lös'te die andere ab, ihre Formen veränderten sich, so wie der Wind sie erfaßte, und es hätte wohl noch eine größere Verwandlung vorgehen können — aber es geschah nicht.

„Wie blicken Sie doch traurig zum Himmel hinauf!“ sagte seine Wirthin, welche hereingekommen war, ohne daß er es bemerkt hatte.

Mit einem unterdrückten Seufzer wandte er sich von seinen Träumen ab.

„Ich habe noch nie gesehen, daß Jemand so bittende Blicke warf; beteten Sie vielleicht?“ fuhr sie mit sanfter Stimme fort, indem sie näher trat.

„Nein,“ sagte er.

„Haben Sie Heimweh?“ fragte sie wieder. „Sie können ja nun bald nach der Heimath kommen . . . zum Sommer.“

„Nein, nach der Heimath komme ich nie.“

„So jung und doch so traurig!“ fuhr sie fort und betrachtete ihn.

Er sah ihr in die Augen; sie waren blau wie der Himmel oder wie das Meer, und unergründlich tief, und sie ruhten auf ihm mit einem besonderen sanften, warmen Ausdrucke.

Er sah sie fortwährend an, wie Jemand, welcher seinen Blick vom Himmel auf das Bild der Luft und Wolken im Meere richtet und, nachdem er eine Zeit

lang diese umgekehrte Weltordnung angestarrt hat, Lust bekommt, den Himmel auf dem Seegrasgrunde zu suchen, dazu aber nicht den Muth besitzt.

Sie strich ihm mit ihrer weichen Hand um die Wangen, blieb noch einige Minuten und wendete sich dann mit einem Lächeln ab, und dieses Lächeln hatte eine unerklärliche Macht, die ihm beinahe Schwindel verursachte. Noch in dem Augenblicke, als sie aus der Thür ging, sah er dieses Lächeln in ihrem Gesichte, und er machte sich zornig selbst Vorwürfe, daß er keinen Muth gehabt habe.

Noch lange, nachdem sie fort war, wirbelte es ihm im Kopfe, als befände er sich in einem Mahlstrome. Er versuchte seine Gedanken auf das schöne, schwebende Kinderbild zu richten; es wuchs aber und veränderte sich — es wurde Emilie, die von Knud Gjedde geküßt wurde, und plötzlich wurde es zu seiner Wirthin; die blauen Augen sahen ihn wieder an und zogen ihn mit Alles überwältigender, versuchender Macht zu sich.

Er wagte es nicht, einen Schritt zu thun, um sich ihr zu nähern, er fürchtete eine neue Annäherung von ihrer Seite und wünschte diese. Als er am Abend nach Hause kam, war ihm bange, daß er sie auf seinem Wege treffen würde, und als er glücklich hineingekommen war, ohne Jemandem zu begegnen, ließ er den

Blick im Zimmer umherschweifen, ob sie nicht darin sei. Er war allein. Er athmete tief auf und wußte selbst nicht, ob es ein erleichternder oder sehnsuchtsvoller Seufzer sei.

So vergingen ein paar Tage, in denen er von den streitenden Mächten, fliehend und suchend, sehnsuchtsvoll und scheu, herumgetummelt wurde. Sah er die andern jungen Studenten oder hörte er ihren munteren Lärm, so schienen sie sorgenfreier und unschuldiger als er zu sein, und er hätte es gern ihnen ablernen mögen, wußte aber nicht, wie er fragen sollte.

In dieser Art Studien konnten ihm Vorlesungen und Universität nicht behilflich sein. Was ein Professor über Astronomie sagte, machte ihn weder sicher am Himmel noch auf der Erde; die Physiologie erschien ihm wie ein großer, vornehmer Arzt, welcher von Gesundheit und Krankheit spricht, ohne eine Apotheke oder ein Arzneimittel anzugeben, und die Geschichte redete von großen Ereignissen, welche wie Steinkolosse gegen einander anfahren und bei deren Bewegungen es keinen Pulsschlag des menschlichen Herzens gab. Und wenn die Stunde zu Ende war, verschwand das liebe Gesicht seines Lieblingsprofessors, wie einer der seligen Götter, welche von den Sterblichen hinauf in den Olymp stiegen.

Nun traf es sich, daß Otto zu dieser Zeit eine

Einladung erhielt. Ein Mitstudirender hatte ihn früher um eine Aufklärung gebeten und gewünscht, als er bei dieser Gelegenheit bemerkte, in welcher schönen Ordnung Otto seine Collegienhefte hielt, diese zu leihen und abzuschreiben. Otto hatte alle seine Hefte bereitwillig zu seiner Verfügung gestellt. Von dieser Zeit an saßen sie — wenn der Andere nicht fehlte — bei den Vorlesungen neben einander. Sie knüpften Bekanntschaft mit einander an, und eines Tages ward Otto von seinem neuen Freunde eingeladen, mit ihm hinaus zu seiner Familie, welche auf Friedrichsberg wohnte, zu kommen.

Es war eine herrliche Familie der Art, wie man deren viele in Dänemark antrifft. Die Mutter war eine Beamtenwitwe, die älteste Tochter eine dreißigjährige beleibte Dame, eher häßlich als schön; die beiden jüngeren Töchter, von denen die eine achtzehn, die andere drei- bis vierundzwanzig Jahre war, waren hübsch und liebenswürdig, und sowohl Mutter als Töchter hatten ein häusliches, stilles und doch herzlich entgegenkommendes Wesen. Außer Otto waren noch ein paar Gäste, freundliche, manierliche junge Männer, da, und es entspann sich ganz ungezwungen ein Gespräch, in welchem auf eine leichte und ansprechende Weise alltägliche Gegenstände durch Gedanken aus einer höheren Welt beleuchtet wurden. Es war ein

gebildetes Gespräch, von Männern geführt und von Frauen belebt. Otto fühlte sich hineingezogen; er fühlte eine innige Freude, beinahe Begeisterung über diese Gesellschaft, er war dankbar für die Worte, welche sie aus ihm hervorbrachte, für das Gefühl, welches sie hervorrief, daß er in dieselbe hineinpasse. Es ging so weit Alles gut, bis die jüngste Tochter eine Harfe holte und sang. Er war bereits in einer lebendigen inneren Bewegung, welche nur durch seinen natürlichen Tact in ihren Grenzen gehalten wurde; dieser Gesang und dieses Saitenspiel entzückten ihn aber. Sie sang eine von jenen einfachen nordischen Volksmelodieen, und ihre Stimme war, wenn auch nicht außergewöhnlich schön, doch frisch und angenehm, und verrieth, daß sie fühlte, was sie sang. Er hatte lange keine Musik gehört und es war ihm, als zeige sich ihm eine Welt von Reinheit, Schönheit und Glück in der Ferne; sein Sinn erhob sich über das Irdische und griff mit unendlicher, sehnsuchtsvoller Unruhe nach Thaten und Freuden, welche so edel und herrlich waren, daß Alles, was er bisher an Freude, Trauer und Leidenschaft empfunden hatte, vor ihnen in Unbedeutendheit zurückwich. Der Gesang wechselte und mit ihm die Bilder. Er wurde mitunter so still und traulich; er konnte das Spinnrad seiner Mutter schnurren hören, er sah das Gesicht seines Vaters, er sah einen Tanz beim Sternenlicht über

die alte Straße. Da hoben die Töne sich auf's Neue; es klang wie Schwertschlag und Siegesruf, es tönte wie eine so große Fröhlichkeit, daß die Herrlichkeit der Königreiche nur wie eine kleine Perle in dem köstlichen Becher erschien, und neben derselben wehte, wie ein gelinder Nachtwind, das Andenken an die Todten.

Aber Musik und Gesang verstummten und der schöne Strom in ihm wurde gehemmt, die Wirklichkeit erschien ihm unangenehm. Er trat vor, und verlegen, aber mit einem tiefen Gefühle sagte er die übertriebenen, von seiner Seite indeß wahren Worte zu dem jungen Mädchen:

„Ach, bleiben Sie dabei, singen Sie mehr! Sie wissen nicht, wie glücklich Sie mich machen, wenn es auch schmerzt.“

Sie willigte in sein Begehren, griff einige Accorde, sang einige wenige Strophen und setzte dann das Instrument fort.

Da fühlte er, daß er etwas Verkehrtes gesagt habe, und er wußte nicht, wie er sich helfen solle und zog sich in sich selbst zurück, bis es zum Abschiede kam. Da dankte er ihr noch einmal, fast auf dieselbe Weise, wozu er durch die Macht der Gewohnheit getrieben wurde, welche oft einen Fehler dadurch gutzumachen sucht, daß sie ihn auf's Neue macht. „Es war nicht

recht," sagte er zu sich selbst, als er nach Hause ging, „es wird indeß wohl Nichts machen."

Er ging mit den andern Gästen zur Stadt zurück, und als man durch das Thor gekommen war, fragte man ihn, wo er wohne. Bei dieser Frage erinnerte er sich seiner Wirthin und aller jener Stimmungen, und es war ihm nicht möglich, sich von diesen Menschen nach diesem Orte hinbegleiten zu lassen, von dieser Familie nach diesem Hause zu gehen. Er nannte ein Hotel und sagte bei sich selbst: „Ich will Sem bitten, mein Zeug für mich zu holen, so brauche ich ja nicht mehr ferner das Haus zu betreten." Als er in den darauf folgenden Tagen damit beschäftigt war, seine kleinen häuslichen Angelegenheiten zu ordnen, dachte er beständig an die Familie; sie war seine Welt geworden und er durchdachte Alles, was draußen vorgefallen war, wobei er mit einem etwas peinlichen Gefühl sich der linkischen Weise, mit welcher er sich benommen hatte, erinnerte. Dieses vertrieb er aber mit seinem wiederholten: „Ach, das wird wohl Nichts machen."

Es machte aber Etwas. Bald darauf hörte er in den Vorlesungsstunden, sein Freund habe von ihm gesagt, man könne ihn nicht zu sich einladen, weil er sich gleich verliebe und sich lächerlich mache.

Das demüthigte und kränkte ihn tief, es schmerzte

ihn wie eine grenzenlose Unbilligkeit; er konnte nicht begreifen, wie die Menschen so ungerecht sein und auf so böse Gedanken fallen konnten. Er dachte indeß bald daran, daß er nicht frei von aller Schuld sei, und sann darauf, wie er es wieder gut machen solle. Er erinnerte sich der Aeußerung Andrés: „Man parirt in Gesellschaft; man spricht nicht, man parirt.“ „Und ich,“ setzte er im Gespräche mit sich selbst hinzu, „stand mit offener Brust da und die Degenspitzen senkten sich in mich.“

Zu pariren! Eine Parade in Octav, mit einem Lächeln!

Mehrere Tage beschäftigte er sich damit, und er konnte Manches ersinnen; wenn er aber daran dachte, es zur Ausführung zu bringen, seine Persönlichkeit einzusetzen, erzitterte er. Endlich blieb er bei einem Plane stehen und zwang sich zu dem Entschlusse, daß derselbe ausgeführt werden solle.

An einem Vormittage begab er sich zu der Familie hinaus und wandte sich, nachdem er die Mutter gegrüßt hatte, an die älteste Tochter und sagte:

„Ich muß Ihnen noch einmal für Ihren Gesang neulich Abends danken.“

In ihrer Ueberraschung erwiderte sie: „Ich war es nicht, es war meine jüngste Schwester“ — worauf er sich mit einer stummen Verbeugung gegen diese

wandte. Ursprünglich hatte er sich vorgenommen, auch hier einige Worte zu sagen, doch war er nicht im Stande, seine Rolle weiter zu spielen, und das Wesentliche war ihm ja geglückt. Damit sollte seiner Meinung nach die Sache auf eine angenehme Weise abgemacht sein; er hatte aber nicht hinlängliches Gewicht darauf gelegt, daß André gesagt hatte: Eine Parade in Octav mit einem Lächeln. Und er hatte die Parade theilweise nicht mit der Leichtigkeit eines Gentilhomme ausgeführt und außerdem nicht darauf geachtet, daß die Sache ihre besonderen practischen Schwierigkeiten hatte. Die jüngste Tochter würde es möglicher Weise zu entschuldigen gefunden haben, daß er ihr den Hof machte, aber nicht, daß er es verleugnete, und den Beifall der ältesten Schwester hätte es gehabt, daß er es verleugnete, wenn er es nur nicht auf ihre Kosten gethan hätte. Nach der ersten Ueberraschung hatte man mit weiblichem Scharfsinn sogleich die Parade gefühlt — ohne zu wissen, daß sie eine Octave hieß, aber auch ohne sie zu bewundern — und man beantwortete sie mit einer höflichen Kälte, auf welchen Ausfall Otto nicht vorbereitet war, und welcher ihm demnach in's Herz schnitt.

Als er fort ging, tröstete er sich mit seinem Zorne. Er hatte doch wenigstens gegen die Ungerechtigkeit gekämpft, er hatte im ehrlichen Kampfe wiedergestochen,

und es war zweifelhaft, ob er in diesem Augenblicke das Gefühl seines tapferen Standes auf Kriegsfuß gegen das herzliche Wohlwollen, welches er vor einer Woche für die Familie gehegt hatte, vertauscht haben würde.

Später aber, als der Sohn, entweder aus eigenem Antriebe oder in Folge erhaltener Instruction, ihm auswich und mit der größten Höflichkeit nur den Hut vor ihm abnahm, fand er sich überwunden und verlassen. Die kleine Welt, welche er sich gebildet hatte, war verschwunden, und er fragte sich selbst, warum er denn das Opfer gebracht habe, daß er seine frühere Wirthin gekränkt hatte, welche ihm doch, als sie ihn betrübt sah, Theilnahme bewiesen hatte, und welche vielleicht sogar eine wirkliche Liebe für ihn hegte. Es war ein Augenblick, in welchem er gleichsam im Dasein schwamm; sein Bewußtsein war abgestumpft und er konnte den Unterschied zwischen Gutem und Bösem, Schönem und Unschönem nicht erkennen.

Ein unsicheres Verlangen nach Genuß durchbebte ihn; vor seinem Bewußtsein schwebte eine Art Fluidum, ein ganzes Meer, welches sich mit einschläfernder Wollust um seine Sinne legen wollte ... warum sollte man nicht? ... wenn man nur wüßte, wo es wäre?

Um sich von seinen eigenen Gedanken zu befreien, nahm er ein Buch; es waren Christian Winthers „Lieder und Sagen.“

Als habe er eine Flasche köstlicher Essenz geöffnet, ergoß sich gleich bei den ersten Strophen der Zueignung:

Kann die rasche, romantische That
Die Muse des Lied's jetzt besingen,

ein süßer, belebender Duft über ihn, und so wie er weiter las, kam er immer weiter hinein in ein wirklich beglückendes Fluidum, in das Meer der Poesie, in die weichen, schmeichelnden, hinreißenden Tonwellen. Er las von „mein Schatz,“ welcher ist „niedlich und friedlich wie Flötengetön,“ und das „kleine schelmische Mädchen“ stand lebhaft vor ihm, lockte ihn mit unschuldiger Liebenswürdigkeit und erinnerte ihn an die Kinderzeit, ohne eine bittere Erinnerung zu erwecken — denn es war, als wenn der eine Theil seines Wesens, der selbstsüchtige, welcher leiden konnte, in Schlummer gesenkt und nur der andere Theil, der, welcher sich an den Freuden Anderer freuen konnte, wach und lebendig sei. Er las weiter vom „Glück des Sängers“ auf Montferrat in dem goldenen Saal, wo der Markgraf mit dem Federhut sich brüstet und wo das Herz der Schwester heftig schlägt, wenn Rambaut von Vac=

quieres, der edle Troubadour, die Ehre der heiligen Jungfrau singt. Diese Liebe zu einer Fürstin, verwebt in eine Liebe zur heiligen Jungfrau, von Rittern umgeben, dieser Zitherklang, welcher sich mit verschämter Dreistigkeit sogar bis zum Throne erhebt, und das Höchste, „den Fürstenmantel und das, was darunter schlägt," erringt — gaben seinen Gedanken eine höhere Richtung, führten sie in eine höhere und schönere Welt, wo etwas so Geringes, wie seine frühere Wirthin, zurückgelassen oder, wenn möglich, auf der Schwelle vergessen wurde. Ein ritterlicher Drang schien mit den Tönen in sein Herz zu ziehen und es ritterlich kühn und rein zu machen; die ganze Welt war ihm in diesem Augenblicke gleich, die schöne Welt in seinen Gedanken genügte ihm; wie er sie in der Wirklichkeit erreichen sollte, kümmerte ihn nicht. Er las weiter: „Die Serenade." — In seinem Fragmente von Faust läßt Lessing Faust den schnellsten Teufel verlangen, und er wählt zwischen den concurrirenden Teufeln denjenigen, welcher behauptet, daß er so schnell sei, wie der Uebergang des Menschen vom Guten zum Bösen. Otto las die „Serenade", dieses sinnlich-sehnsuchtsvolle Gedicht, und das glühende Verlangen desselben ergoß sich in sein Herz.

Verzehrende Flammen
Durchglühen mein Blut.

So komm denn, Camille,
Mein Heil, meine Hoffnung;
Die Wiedergeburt gibt nur
Mir Taufe der Liebe.

Verjage mein Sehnen,
Ertödte Verlor'nes,
Und taufe die Schmerzen
Mit Seligkeit.

Komm hin zu dem Weinstock,
Wo Ranken sich schlingen;
Da hängt eine Traube,
So süß zum Verschlingen.

Komm hin in den Garten; —
Im Schatten der Myrthen,
Da pflücken wir Früchte
Von neigenden Zweigen.

Sie leuchten vom Zweige
So lockend, so süß —
Ich schüttle, ich schüttle
Sie Dir in den Schooß.

Da kam ihm wieder jener Glaube an eine Seligkeit, an ein Meer von unendlichen Genüssen, in welches er sich stürzen mochte — und sie mußte vorhanden sein, diese Seligkeit; ein Menschenherz, welches sie gekostet hatte, schien in der Erinnerung an die=

selbe zu beben und Anderen das Evangelium derselben zu verkünden. Die Brust wurde ihm enge, die Stube wurde ihm enge. Alles Phantastische, womit seine Seele von früher Zeit an durch Ritterromane und Abenteuer für Kinder erfüllt war, erwachte bei ihm und setzte bei diesem Gesange gaukelnde, täuschende Vorstellungen von der Welt an die Stelle der wirklichen Welt. Die Stadt, die Straßen draußen erschienen ihm nicht wie feste Mauern, welche einfache menschliche Verhältnisse umschließen, sondern als Verstecke von etwas Unnennbarem und Lockendem, von Etwas, was auf ihn wartete und bei seinem Anblicke sogleich in seine Arme stürzen würde, ungefähr eben so, wie die hübsche fremde Frau irgendwo in der Nähe der Marmorkirche hinter einer Mauer liegt, wenn man die Mauer durch den „magischen Schlüssel“ zwingt, sich aufzuthun. Der magische Schlüssel war sein Verlangen; er hatte vollkommen den dunkeln, verworrenen Glauben der Leidenschaft, zweifelte eben so wenig wie ein Heiliger oder Märtyrer daran, daß sein Himmel ihm aufgethan werden würde, wenn er klopfe, verscheuchte jede Ahnung davon, daß ein Mensch, von demselben geleitet, mit dem Kopfe gegen die Mauer rennen kann, bis er hinstürzt.

Er kam hinaus auf die Straße. Es war noch heller lichter Tag, und das Tageslicht pflegt den phan=

tastischen Vorstellungen nicht hold zu sein. In einer großen Stadt hat jedoch ein frischer, klarer Winternachmittag seine Sterne und seine Irrlichter. Es ging eine junge Dame am Arme ihres Verlobten oder Gemahls. Sie sah diesen Menschen mit ungewöhnlicheren, idealeren Gesichtszügen als die Menge, mit einem von Jugend, Frische und Leidenschaft funkelnden Blicke; ungefähr so hatte sie sich ihr Glück gedacht in der Stelle desjenigen, in dessen Arm nun ihr Arm ruhte, und ihr Blick verweilte auf dem seinigen mit einem schmachtenden Ausdrucke von Wohlgefallen, Sehnsucht und Mangel; nachdem sie vorüber war, drehte sie noch den Kopf ein wenig — um ihn zu sehen, oder damit er sehen solle? — und ging weiter, ohne sich darum zu kümmern, daß sie ihm ein

Komm hin zu dem Weinstock,
Wo Ranken sich schlingen,

zugeschleudert und nur vergessen hatte, die Adresse beizufügen

Verliebe Dich in sie, Jüngling! Folge ihr! dränge Dich im heiligen Namen der romantischen Leidenschaft in ihre Verhältnisse ein, überwinde alle Schwierigkeiten, werde der Glückliche und gehe stolz mit ihrem Arme unter dem Deinigen denselben Weg — und sie wird einem Andern denselben Blick senden,

ihr Sehnen wird ewig immer alles Andere suchen, als dasjenige, was sie gerade hat.

Otto kehrte nicht um. Sein Verlangen hatte jeden Muth, nur nicht den, sich selbst beim rechten Namen zu nennen und einer factischen Schwierigkeit zu trotzen. Es mußte noch schöner kommen und sich außerdem bestimmter darbieten. ... Wie schön ist doch Die, welche dort geht! Welches liebliche, kindliche Lächeln, welche Schelmerei in den kleinen Grübchen! Das ist ja eine von denen, welche niedlich und friedlich wie Flötengetön sind! Wer doch, wie der ansehnliche, alternde Mann, an ihrer Seite gehen dürfte! Schon ihre Nähe scheint das Ritterliche hervorzurufen, Rambaut von Vacquieres erhebt sich wieder im Hintergrunde der Seele, ein gelinder Schmerz, ihn verleugnet zu haben, bebt im Herzen —. Ach, welcher kecke jungfräuliche Blick, welcher Geist und welche Bestimmtheit in diesen braunen Augen! Wer wird sie einmal gewinnen? ... Oh, sieh dort! Wie schön sie ist! ... Was wollte sie mit diesem Blicke sagen? Er war wunderbar heiß! Oh, sie hat „die Serenade“ gelesen! — Ja, Otto, sie hat noch weit mehr, möglicher Weise Faublas und Casanova gelesen, sie weiß ganz genau, welche Art Begierde ihre dunklen Augen anfachen können, und sie freut sich, wenn sie die Flamme im Blicke ein.s Mannes lodern sieht. Zwanzig andere

Feuer hatte sie schon entzündet, bevor sie Dir begegnete; aber die Andern haben mehr Erfahrung als Du, sie wissen, von welchem Schlage sie ist, sie begnügen sich, lächelnd in Gedanken Unzucht mit ihr zu treiben, und sind nicht so thörigt als Du, umzukehren und ihr nachzugehen, in dem Glauben, sie würde geradeswegs in die Mauer bei der Marmorkirche hineingehen und die Mauer halb offen hinter sich lassen. Siehst Du, sie stößt auf feine Gesellschaft und bleibt stehen, sie wirft Dir noch einmal denselben Blick, mit hochmüthigem Stolze vermischt, zu, und Du gehst vorüber wie ein begossener Pudel.

Dort geht eine ansehnliche, schöne Frau. Welche sanfte, blaue Augen, welchen milden, herzlichen Ausdruck sie hatten, als sie den seinigen begegneten ... aber er konnte nicht mehr dieses unparteiische, ruhige, stille Behagen von jenem Dämonischen unterscheiden! Oh! wie hatte es gezündet und tief gebrannt! Er wußte nicht einmal, warum anders Männer, Kinder und Häßliche auf der Welt waren, als ihm im Wege zu stehen.

Der Tag neigte sich; die elegante Gesellschaft war verschwunden, eine andere Art Frauenzimmer bewegte sich auf den Straßen. Viele von ihnen waren allein, einige waren schön, einige trugen Schleier. Warum gingen sie dort? Verwirrt und verwirrend

summte das Leben um ihn. Man begegnete und trennte sich, suchte und fand einander; in seiner Phantasie waren der nordische Winterabend und die schneebedeckten Straßen in einen Olivenhain und Weinberg verwandelt, in welchen Liebesduft von südlichen lauen Winden verbreitet wurde, während ihn fror. Ihn fror vor Angst, denn jedes Mal, wenn er an einem solchen weiblichen Wesen vorüber ging oder einem solchen folgte, wuchs es in seiner Phantasie zu einer Frau in ihrer Herrlichkeit, in ihrer ganzen verborgenen Gewalt, mit aller ihrer Gabe, eine entzückende, wunderbare Berauschung hervorzubringen, einer Frau, welche er begehrte, ohne es aussprechen zu können, sie hätte denn den ersten Schritt gethan. Sobald aber Eine es that, besonders in Gegenwart so vieler Menschen, verschwand plötzlich der Zauber; sie war es nicht, welche er suchte, und er eilte weiter, einem neuen Zauber nach. Er ging nach den einsameren Stadttheilen, welche seiner Meinung nach von Denjenigen aufgesucht werden müßten, die dasselbe romantische Verlangen wie er hegten. Dort war aber Niemand. Er kam an einem jungen Menschen vorüber, welcher bei der Garnisonkirche auf- und abging. Nach einer Viertelstunde kam er zurück — der junge Mensch ging noch dort; dann kam aber eine verschleierte Dame, welcher er entgegeneilte. Sie nahm seinen Arm —

Komm hin zu dem Weinstock,
Wo Ranken sich schlingen.

— Wer doch an seiner Stelle gewesen wäre!

Es wurde später. Auch diese Art Gestalten verschwanden oder wurden seltener, und er ging in andere Straßen. Dabei kam er in die Nähe von Frauenzimmer, welche die Hand nach ihm ausstreckten, riefen und sangen:

Komm hin zu dem Weinstock,
Wo Ranken sich schlingen,

aber in ihre schwunglose Sprache übersetzt. Hätten sie nur einen Schimmer von Poesie beibehalten wollen oder können! Ein eigenthümlicher Selbstwiderspruch machte ihn geneigt, einen solchen Schimmer über sie zu werfen, eine bacchantische Liebeslust vorauszusetzen, sie für Mädchen zu halten, deren Eltern oder Vorgesetzte verreis't seien, und welche an diesem Abend, und nur an diesem, ein Saturnfest feiern wollten. Was er indeß sah, stritt mit dem, was er sehen wollte; der verwundete Instinct der Reinheit rang mit dem Dämon, welchen Gesang, Serenade und jener glühende Blick heraufbeschworen hatten, und als endlich ein geschminktes, halbberauschtes Frauenzimmer ihn anfaßte, eilte er in solcher Angst, solchem Mißmuthe, solcher Verzweiflung fort, daß es ihm nicht mehr einfiel, das Ideal, welches, wenn es handgreiflich wurde, so aussah, aufzusuchen.

Er war müde am Körper, während seine Nerven von Leiden, Sehnsucht und Verdruß krampfhaft angespannt waren. Rambaut von Vacquieres, Camilla, der Federhut des Grafen von Montferrat, dunkle und blaue Augen schwebten ihm vor, verworren und durcheinander wie eine Maskeraden-Garderobe. Wohin sollte er gehen? Noch vor Kurzem hatte es ihm in seiner Phantasie geschienen, als ob ganz Kopenhagen ihm offen stände, und als er jetzt genauer zusah, war von allen oberflächlichen Bekanntschaften auch nicht eine einzige wirkliche Bekanntschaft nachgeblieben ... André ... nein! Hillebrandts ... er bekam plötzlich Lust, Hillebrandts zu besuchen. Ein ganzes Meer war an diesem Abend zwischen ihn und das Gefühl, welches ihn lange von der André'schen Familie entfernt gehalten hatte, gespült worden.

Es sah in der Wohnstube nicht so ordentlich aus, als es sonst zu sein pflegte; er entdeckte aber bald, woher dies kam. Madame Hillebrandt hatte einen Kleinen bekommen, und das Spielzeug des Kindes lag, mit Sophakissen, Gängelwagen und Kleidungsstücken untermengt, auf dem Fußboden umher. Als er eintrat, war der Vater, anscheinend unvorsichtig, im Begriffe, das Kind gegen die Decke zu werfen, wobei er rief: „Sage nun der Fremden Adieu, Georg! Mache einen Diener!“ Die Mutter folgte seinen Bewegungen und

denen des Kindes mit einem vergnügt=ängstlichen Blicke.

„Die Fremde“ war eine verschleierte Dame — sehr jung, wie es schien — welche, als Otto kam, im Begriffe stand, wegzugehen, und einige Secunden nach seinem Eintreten das Zimmer verließ.

„Nun, das ist lange her! Willkommen ... Was sagen Sie zu einem solchen Dickwanst wie den, welchen wir hier zum Spielen bekommen haben?“ rief Hillebrandt.

„Ich gratulire!“

„Wie ist es Ihnen denn in dieser ganzen langen Zeit ergangen?“ fragte Madame Hillebrandt.

„Gut, danke; und wie haben Sie gelebt?“

„Wir?“ sagte Hillebrandt; „wir können es schon ab! Sehen Sie her, mein guter Kroyer, wenn man einen solchen Bengel bekommt, — sehen Sie ihn einmal richtig an, was sagen Sie zu solchen Augen und zu solchen Armen? ... einen solchen zu zeichnen habe ich nie lernen können ... das war im Grunde lustig genug, wie? ... Und Mutter kann ihn, weiß Gott, auch nicht zeichnen, aber er ist bei alledem doch richtig und gut! ... Wenn man einen solchen Kerl bekommt, so hat man keine Grillen mehr; was Teufel geht es mich an, daß ich nicht Professor wurde? — denn eine Schraube war mir doch los ... es kann nun nichts

nützen, daß Sie es leugnen! Wenn man sich denkt, drei, vier Wochen nach einander zu schlafen und zu träumen! Daran hätte ich aber damals denken sollen! Nun sollen wir bald Schulgeld haben — ja, fleißig soll Er sein, Mossiô! hei, hop! — und Holzgeld, und Gymnastikgeld, und Hosen — Georg, sieh ernsthaft aus, Du bist ja bald ein erwachsener Kerl — und Stiefel ... was der Junge schon für eine Menge Schuhzeug aufschleißt! aber sehen Sie auch 'mal, welch' ein Paar Beine! ...“

So plapperte Malermeister Hillebrandt, während er den Jungen bald auf- und abschwenkte, bald mit ihm im Zimmer umhertanzte und bald ihn zeigte.

Man sprach von nichts Anderem, als vom Kinde — vielleicht gerade deßhalb, weil man den Grund nicht berühren wollte, warum man Otto so lange nicht gesehen hatte —; man erzählte merkwürdige Züge aus dem Dasein Georgs, Anecdoten aus seinem Leben, bis Hillebrandt sagte:

„Ich muß hinunter und nachsehen, ob Alles in Ordnung ist, und ich soll heute Abend Rechnungen schreiben, so verliere ich morgen nichts vom Tageslicht — ja, ich soll hinunter und für Ihn arbeiten, versteht Er es? ... Und nun soll Er zu Bette, die Uhr ist Acht ... Seht, wie er lacht und winkt, ich soll gehen! Ich glaube wirklich, er versteht mich ... Nun einen Kuß,

Georg! ... Können Sie sehen, wie er den Mund spitzt! ... Und was für eine Stirn er hat, wie?"

Es hält gar schwer für einen Fremden, ein Kind mit den Augen zu betrachten, mit denen die Eltern es ansehen. Diese Incarnation der seligen Mysterien der Liebe, dieses wunderbare, unbegreifliche, aus ihnen selbst hervorgehende Leben, ein vollständiger Mensch wie andere Menschen, wenn er nur Zeit bekommt ... ja, warte nur, sieh dieses Lächeln! welche Worte, welche Thaten verheißt es nicht, wenn der Junge sprechen kann und groß wird ... ein Junge, nein, er ist ... wir sagen es nicht laut, denn es klingt närrisch, das wissen wir wohl; es ist demungeachtet doch wahr ... er ist kein Junge, wie die Jungen anderer Menschen, unsrer macht eine Ausnahme. ... Warum sollte er nicht eine Ausnahme sein? Frage doch nicht, warum! Sie betrachten ja dieses Kind mit der Hoffnung, mit der Illusion, mit aller Poesie, denen ihr eigenes Schicksal entwachsen ist. Es würde den Maler Hillebrandt oder Madame Hillebrandt gar nicht wundern, wenn Jemand kommen und sagen sollte: Dieser Junge wird einmal Minister oder Generalissimus oder Admiral; sie würden es ganz natürlich finden, während sie ohne Zweifel in demselben Augenblicke damit beginnen würden, dem Jungen die Erziehung zu geben und ihm die Gemüths- und Geistesrichtung ein-

zuimpfen, welche ihn als den Sohn eines Malermeisters stempelt.

Otto sah in ihrer Liebe zum Kinde eine Uebertreibung, welche sich, wie es ihm vorkam, mitunter einer Affenliebe zu nähern schien. Ihm selbst fehlten die Gaben, welche einen Fremden Gefallen an einem Kinde finden und ihn sich an den geistigen Lebensäußerungen des kleinen Wesens freuen lassen. Ihn verlangte sehr und innerlich nach der erwachsenen Welt, nach dem Geistvollen, Leidenschaftlichen, nach den gefährlichen Spielen der Erwachsenen, so daß er kein Behagen an dem kindlichen Spiele, an der unschuldigen Selbstvergessenheit finden konnte, und am allerwenigsten in diesem Augenblicke und in der Gemüthsstimmung, in welcher er gekommen. Er wünschte sich weit weg von aller dieser Süßigkeit.

„Sehen Sie, wie er die Hände nach Ihnen ausstreckt! ... Sehen Sie, er lächelt Sie an! er ist vergnügt, er will mit Ihnen spielen! ... Wie können Sie doch wie ein Stück Holz dastehen?“

„Es muß ein Naturfehler bei mir sein, ich mag keine Kinder leiden,“ sagte Otto beinahe bitter; es kostete ihm Ueberwindung, nicht zu sagen, daß er ihr Kind nicht ausstehen konnte.

„Sie können keine Kinder leiden!“ rief Madame

Hillebrandt — „so haben Sie kein gutes Herz, so haben Sie durchaus gar kein Herz.“

Otto fühlte seines Herzens leidenschaftliche Sehnsucht nach erwachsenen Kindern und lächelte.

„Es steht geschrieben,“ sagte Madame Hillebrandt, „daß, wenn Ihr nicht werdet wie diese Kinder, wie dieser Kleine, mein süßer, geliebter Sohn, so werdet Ihr nicht in das Himmelreich kommen.“

Auf diese Weise von Gottes Reich zu einem jungen Menschen zu sprechen, dem es scheint, als sei er erwachsen und als sei sein Eintritt in alle Rechte der Erwachsenen das einzige Nöthige — welcher mit Vergnügen, wie König Volmer, das Himmelreich für Vordingborg Schloß, ja für unendlich viel weniger oder unendlich viel mehr hingeben würde — je nachdem man es nimmt!

„Nun, seien Sie nur nicht böse, gute Madame Hillebrandt,“ sagte Otto und zwang sich, die Backen des Kindes zu streicheln. Er fühlte dieses Weiche, und es schien ihm, als ob eine besondere, wunderbare Liebe zum Leben durch seine Fingerspitzen in sein Herz dränge. Das Kind streckte plötzlich beide Arme aus, lachte und sagte Hehe! als wollte es seine Freude über seine Freundlichkeit ausdrücken. Diese Sympathie, welche er zu fühlen glaubte, diese unschuldige Liebe zu ihm, dieses Vergnügliche, Milde, Lebensselige brachte

eine wunderbare Wirkung auf Otto hervor, lös'te die krampfhafte Spannung und brachte Thränen in seine Augen.

Um seine Thränen zu verbergen, beugte er sich über das Kind nieder, umarmte es und sagte:

„Lassen Sie mich es tragen!“

„Ja, sehen Sie nur! Nur machen Sie ihm keinen Verdruß!“ sagte Madame Hillebrandt.

Und als er das Kind hielt, als er dessen ganze kleine Existenz in seinen Armen fühlte, als er es an sich drückte und seinen kleinen, warmen Mund küßte, brachen seine Thränen stärker hervor; er weinte nicht vor Kummer, sondern vor schmerzvermischtem Frieden, welcher sich wohlthuend auf sein Gemüth herabsenkte.

Plötzlich hörte Madame Hillebrandt dieses leise Weinen sich mit dem Freudenrufe des Kindes vermischen; verwundert ergriff sie das Kind und fragte:

„Aber was fehlt Ihnen, lieber Kroyer? Was haben Sie?“

„Nichts,“ sagte er, indem er auf einen Stuhl niedersank und das Gesicht mit seinem Arme bedeckte.

Madame Hillebrandt verstand ihn nicht mit ihrem Verstande, nicht so, daß sie hätte sagen können, wie? in ihrem Herzen war aber Etwas, was ihn verstand, undeutlich, ahnend, mitfühlend, beinahe — sollte man

sagen — ihres Kindes wegen, und sie sagte mit sanftem Tone:

„Es ist da Etwas! Sprechen Sie zu mir, als wäre ich Ihre Mutter. — Hören Sie, sehen Sie auf,“ fuhr sie fort und legte die Hand auf seinen Kopf.

Diese Hand, welche ihn nun theilnehmend berührte, dieses schwache Liebeszeichen einer Mutter mit ihrem Kinde auf dem Arme wirkte ganz anders auf Otto, als da das vorige Mal eine weibliche Hand sein Haar zurückgestrichen hatte.

Sein Weinen nahm ab, wie die nach einem Unwetter fallenden Tropfen, und endlich stand er auf uud sagte mit einem milden Lächeln, indem er sich die Augen trocknete:

„Sie finden es gewiß sehr närrisch, daß ein so großes Kind, wie ich, anfängt zu weinen?“

„Nein,“ sagte sie mit einem forschenden Blicke, „es war die Strafe, weil Sie sagten, Sie könnten keine Kinder leiden.“

Nach einer Pause, in welcher er vergebens auf Mittel sann, zu erfahren, wie es eigentlich zusammenhang, sagte er:

„Ich habe Ihnen gewiß sehr Angst gemacht?“

„Ja, ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir zu Muthe wurde. Es schien mir, als sei etwas im Zimmer, nach welchem ich mich nicht umsehen dürfe.“

„Es war auch Etwas,“ sagte er halb scherzend; „es war mein guter Genius; hörten Sie nicht den andern Genius mit den schwarzen Flügeln an die Scheiben schlagen?“

„Jesus! Wie können Sie so Etwas sagen! ... Wollen Sie schon gehen? Ich darf Sie beinahe nicht allein nach Hause gehen lassen.“

„Oh, Madame Hillebrandt, nun ist die Gefahr überstanden.“

Drittes Kapitel.

Als Otto nach Hause kam, bebte er vor Kälte; sein ganzes Wesen war herabgestimmt und erschlafft. Des Nachts im Schlafe aber war es, als gäben die Saiten der Seele einen Rückhall von Allem, was sich durch sie bewegt und sie zu stark angespannt hatte, nur noch phantastisch und ganz und gar verlassen von der rathenden Vernunft. Beim Erwachen waren seine Wangen naß vom Weinen, und als er seine Stube und seine Bücher gewahrte, empfand er eine Freude, als sei er in der Finsterniß der Erde, in fürchterlichen Abgründen gewesen und habe mit unerwartetem Glücke das Sonnenlicht wieder erreicht. — Die Begebenheiten des vorigen Tages umschwebten sein Bewußtsein wie etwas Unerklärliches und Peinliches. Es bangte ihm davor, wieder in eine solche Versuchung zu kommen,

und daß er versucht war, erschien ihm wie ein Wunder, wie eine besonders wohlwollende That des Schicksals, und in diesem Helfenden, Liebenden und Lächelnden, welches er zu spüren glaubte, sah er mit schwärmerischer Hoffnung die Verheißung, daß er zu etwas Schönem und Großem bestimmt sei, daß er vollständigen Ersatz bekommen und wirklich einmal alles Glück und die ganze Herrlichkeit genießen würde, von welcher er einige Augenblicke einen Schimmer gesehen oder geträumt hatte. Dankbar für das Geschehene und in vorgreifender Freude über das, was kommen sollte, gab er sich auf's Neue seinen Arbeiten hin. Als er aus den Collegien nach Hause kam, fing er mit einer Art intellectueller Wollust an zu lesen, nachdem er recht studentenmäßig alle seine Pfeifen gestopft und das Feuer im Ofen zum Brennen und Knistern gebracht hatte.

Gleichsam als wollte das Schicksal wohlwollend ihm zu einer nützlichen Beschäftigung verhelfen, erhielt er einen Brief von seinem alten Rector mit der Vorfrage, ob er einige Stunden im Griechischen übernehmen wolle, und Otto eilte zu ihm, mit einer heimlichen, stillen Freude darüber, daß er dem Alten in die Augen sehen konnte. Als er von ihm ging, hatte er eine neue angenehme Ueberraschung; er begegnete Alfons Mendoza. Sie hatten sich in der Kinderzeit nur selten

gesehen, obgleich Beide die Erinnerung an einander gut bewahrt hatten, besonders von dem Abend her, an welchem Alfons auf dem Kinderballe tanzte. Mendoza war ein Jahr früher als er Student geworden, und eine schmerzliche Begebenheit hatte ihm die Freiheit bringen müssen, nach der er früher vergebens getrachtet hatte. Seine Mutter war gestorben, hatte aber in ihren letzten Tagen seinen Vater gebeten, daß Alfons seiner Neigung folgen, den allgemeinen Weg verlassen und Musik studiren dürfe. Das Trauerjahr hatte er nun in Deutschland zugebracht.

Im ersten Augenblicke, als sie sich jetzt trafen, stand der Eine für den Andern als ein Denkmal der glücklichen Kinderzeit da, Jeder ohne Theil an der Wehmuth oder dem Schmerze, welchen er beigetragen hatte, bei dem Andern zu wecken, aber so innig verbunden mit dem Schönen und Heiligen, daß sie einander als alte, vertraute Freunde vorkamen, und unwillkürlich Du zu einander sagten.

„Wo wohnst Du?“ fragte Alfons.

„Ich bin eigentlich heimathlos,“ sagte Otto lächelnd; „ich habe eine Woche lang in einem Gasthofe gewohnt. Ich glaube, es hat mir geschienen, als sei die Welt ihrem Untergange nahe und als sei es nicht der Mühe werth, sich eine feste Wohnung zu suchen. Jetzt will ich aber wieder eine solide Person

werden — komm mit mir und laß uns die erste beste Gelegenheit miethen, welche wir nach dem Anzeigeblatt finden können. Oder hast Du keine Zeit?“

„Ich kann gern mitgehen.“

In dem ersten Hause, nach welchem sie kamen, fanden sie zwei hübsche Zimmer, und Otto ward bald mit der Wirthin, einer ältlichen, an einen Handelsbuchhalter verheiratheten Frau, einig. Als Otto etwas „auf die Hand“ gab, zeigte sich ein junges Mädchen in der Thür, zog sich aber mit einem Ausdrucke von Ueberraschung schnell und unbemerkt zurück.

„So! Nun bin ich umgezogen! So schnell erhält man Haus und Heimath,“ sagte Otto.

Es begann nun für Otto ein reicheres Leben, reich in seinem Halbdunkel, in seiner Mischung von Licht und Schatten — jene Art Dasein, aus welchem der Sinn, in ideellen Beschäftigungen, in freundlichen und sanften Gefühlen, von dem unsichern Sehnen der Jugend auf die Wirklichkeit, als auf etwas Fernes, Poetisches, Unverständliches, oder als auf etwas Aengstendes, wovor man sich scheut, und auf die erdichtete Welt als auf eine Art von Wirklichkeit hinausblickt.

Mendoza wohnte bei seinem Großvater, einem sehr frommen Manne. Dieser lebte mit seinen drei Töchtern zusammen, von denen die Aelteste verheirathet gewesen und als Witwe in’s väterliche Haus zurückge=

kommen war. Die beiden unverheiratheten Töchter waren weit über die Dreißig hinaus. Ihre einzige Freude, Hoffnung und ihr ganzer Stolz war Alfons, auf welchen die beiden Jüngsten alle Liebe, welche unangewendet und unverbraucht in ihren Herzen lag, übertragen hatten; die Aeltesten betrachtete ihn wie einen Sohn.

Der alte Großvater war fast immer in seinem eigenen kleinen Zimmer mit Studiren beschäftigt und behandelte Otto mit einer Mischung von Scheu und Würde. Er sprach nie mit ihm, ohne ihn einzuladen, an ihrem Mahle Theil zu nehmen, was Otto selten annahm, weil er fürchtete, bei den Gebeten und Ceremonieen lästig zu fallen. Die Damen waren sehr freundlich gegen Otto, weil Alfons ihn lieb hatte, und für ihn war es oft ein Genuß und eine Ruhe, einige Stunden bei ihnen zu verweilen, namentlich an den Feiertagen, in denen sich der tiefste Friede in dieses Haus eingefunden zu haben schien, wenn selbst die weiße Serviette über der alten Tischdecke mit stiller Anschauung im Sabbath versunken schien.

Es war indeß etwas Fremdes zwischen ihm und ihnen, eine geistige Schranke, so daß sein Vergnügen immer nur das eines Zuschauers war; ihr Leben schien etwas Vergangenem, einem Schattenreiche anzugehören,

während seine Gedanken auf die Zukunft mit ihrem magischen Lichte gerichtet waren.

Und dieses Licht warf ihm durch die Ahnung, durch die Wissenschaft, durch Mendoza's sanften und freundlichen Umgang, durch dessen Musik und durch das Theater seine Strahlen zu. Das Theater war die Leidenschaft Mendoza's, und es fiel diesem nicht schwer, sie auf Otto zu übertragen; es war nur dabei der Unterschied, daß, während die Scene für Mendoza zugleich ein practisches Interesse hatte und zu seiner Lebensaufgabe gehörte, diese Welt der Illusion für Otto ein Ort war, an welchem er Aufklärung über das wirkliche Leben, über die menschliche Natur und über die gesellschaftlichen Verhältnisse suchte. Es wurden damals viele französische Stücke gegeben, in welchen das Salonleben geschildert wurde, und Handlung und Dialog oft in einem ununterbrochenen Gefecht mit unzähligen feinen Hieben, Paraden und Riposten bestanden. In diesem Leben mit seiner Geistreichheit, Kühnheit und — mitunter ziemlich freien — Auffassung der Liebe, mit seinen eleganten, lächelnden, geistreichen, vornehmen Damen suchte das klopfende Herz Otto's sehnsuchtsvoll die Wirklichkeit, welche zu seinen Idealen paßte, und vermischte, vergrößerte, veredelte oder verwirrte sie mit der poetischen Kraft und der erhabenen Schönheit, welche aus andern Werken,

die bei den Heldenthaten der Vorzeit oder in ungewissen romantischen Gegenden verweilten, hervorstrahlten.

Die beiden Freunde hatten Stoff genug zu ihrer Begeisterung. Welcher Unterschied auch in Folge ihrer Erziehung und Entwickelung zwischen ihnen sein mochte, Etwas hatten sie doch mit einander gemein: die Kindlichkeit, welche sie der erdichteten Welt gegenüber hatten, die Freude, mit der sie die Gestalten derselben als wirkliche aufnahmen, und die Sicherheit, mit welcher sie sehr häufig das Schöne auffanden und fühlten, ohne viel zu reflectiren.

Begeisterung oder Bewunderung ist eine Blume im Herzen, welche sich erst recht durch Mittheilung aufthut. Otto bekam jetzt, nachdem er Mendoza daran Theil nehmen lassen konnte, ein Auge für eine Menge Schönheiten bei den griechischen Schriftstellern und Dichtern, wodurch er in das Studium derselben etwas weiter geführt wurde, als es die Umstände erheischten. Insgeheim war er wohl auch stolz auf seine Fähigkeit, und es lag außerdem ein Drang in ihm, sich dem Specialfache seines Freundes gegenüber tüchtig zu beweisen, denn es ist ein besonderes Kennzeichen der Freundschaft, daß man sich sympathetisch im Streben nach etwas Gutem und Schönem vereint, wenn dieses sich für den Einen auch in einer andern Form zeigt als für den Andern.

Eines Abends, als Mendoza kam, empfing Otto ihn mit dem Ausrufe: „Nun sollst Du etwas Schönes ohne Gleichen hören! Es ist aus dem rasenden Ajas des Sophokles. Ajas sagt zur Tekmessa:

Du plagest mich zu sehr, o Weib! Weißt Du nicht,
Der Götter Schuldner bin ich jetzt nicht mehr.“

„Er hat wohl „seine Sache auf Nichts gestellt“, wie der Deutsche sagt,“ antwortete Alfons lächelnd.

„Das mußt Du nicht sagen! Du mußt den Zusammenhang hören: Odysseus ist dem Ajas vorgezogen und hat die Waffen des Achilles erhalten. Darüber ist Ajas so erbittert und verzweifelt geworden, daß er in der Nacht ausgeht, um sowohl Agamemnon als Menelaos und Odysseus zu tödten; Athene führt ihn aber irre und zerrüttet ihm den Verstand, so daß er eine Viehheerde anfällt, die meisten tödtet und andere gebunden nach Hause führt, da er in seinem Wahnsinn glaubt, unter Anderen auch den Odysseus gefangen zu haben, und er bringt dem gefangenen Ochsen, welchen er für den Odysseus hält, durch Schläge blutige Wunden bei. Das kennst Du ja Alles. Die Tragödie wird damit eröffnet, daß die nächtliche That bekannt wird, indem Athene dem Odysseus, ihrem Lieblinge, erscheint, „denn nur den Verständigen lieben die Götter und hassen den Thoren.“ Ajas kommt zur Besinnung, sieht ein, was er gethan hat, wie die Göt-

ter ihn auf rasende Abwege geführt haben, und, verachtet von den Griechen, verabscheut von den Trojanern, beschließt er, zu sterben. ... Du solltest nun eigentlich hören, wie stark, tief und einfach dieses ausgedrückt ist, wie der Chor wegen seines Entschlusses bebt und ihm doch nur Recht geben kann:

„Denn besser ist Hades
Abgrund, als verirrter Weg
Dem, welcher entsprungen
Edlem Stamme, aber verführt, hingerissen,
Verirrt ist,
Da sein Gemüth nicht blieb in der festen Gewohnheit.

„Tekmessa, seine Frau, hört ihn, und in ihrer Angst will sie deutlich von ihm erfahren, was er zu thun gedenkt; er heißt sie: „nicht zu forschen und nicht zu fragen, Mäßigung ziemet sich für sie“; sie beschwört ihn bei den Göttern, und da ist es, wo er sagt:

„Du plagest mich zu sehr, o Weib! Weißt Du nicht,
Der Götter Schuldner bin ich jetzt nicht mehr.“

„Gibst Du mir nun Recht?“
„Ja, aber was mehr?“

„Dann läßt er seinen kleinen Sohn holen, um ihn noch einmal zu sehen, und geht in sein Zelt. Und nun denkt oder hofft man, daß das Ganze vielleicht noch gut werden kann, — denn man will es so ungern, daß der herrliche Ajas sterben soll. Nun kommt

aber das Schicksalsschwangere. Es ist von den Göttern beschlossen, daß dieser Tag gefährlich für das Leben des Ajas werden soll, weil er, als sein Vater den Wunsch gegen ihn ausgesprochen, daß er seine Lanze „mit Hilfe der Götter“ siegreich führen möge, geantwortet hatte, mit den Göttern könnten selbst die Schlechten sich den Siegeskranz erwerben; er wolle ohne sie siegen. Der Bruder, Teukros, welcher inzwischen beim Kalchas Kunde davon erhalten hat, eilt zurück zum Lager, wird aber bei seiner Ankunft, weil er der Bruder des Ajas ist, von den Achäern verhöhnt. Da tritt Ajas wieder hervor, sendet seinen Gruß an Salamis und den väterlichen Heerd, an die Quellen und Flüsse der Erde und an die Burg der Athene, und sagt am Schlusse:

„Heute hört vom Ajas Ihr das Abschiedswort,
Den Schatten im Hades sag' ich mehr.

Darauf stürzt er sich in sein Schwert.“

Nach einigem Schweigen sagte Alfons ergriffen:

„Das sollte man studiren. Es klingt wie ein Spiel auf der G=Saite; das Weiche hat einen so ernsten und kräftigen Ton.“

Otto sagte:

„Es liegt ein unendlicher Reichthum darin ... und nicht allein Ernstes und Strenges, sondern auch sogar Munteres. So sagt Odysseus im „Philoktet“,

als er Philoktet durch List um Pfeil und Bogen bringen will: „Künftig wollen wir wieder ehrlich sein.“ — Ist es nicht, als ob man sein Lächeln sähe? ... Es war ein listiger Kerl, der Held Odysseus, der Weitgereis'te. — Es ist doch eigentlich eine Schande, daß diese Tragödien nicht auf unserm Theater aufgeführt werden.“

„Was sagst Du denn von „Hakon Jarl“ und den „Väringer in Miklagaard“ und „Elverhöi“ ... und „Joseph und seine Brüder“ und „die weiße Dame?“ — hast Du dieses Alles vergessen?“

„O nein, gewiß nicht! Ich bin den Göttern dankbar für alles Schöne. ... Aber sieh Dich einmal richtig im Zimmer um! ... Kannst Du sehen, ich habe mir ein Clavier gemiethet! Nun kannst Du, wie Du es versprochen hast, mir behilflich sein, zu spielen, und Du kannst auch singen, wie, Alfons?“

Alfons war gleich bereit und sang ein Lied aus „des Knaben Wunderhorn.“

Ein anderes Mal hatte Otto im Werke des Aristoteles vom Staate gelesen und machte Mendoza aufmerksam auf die Behauptung: Gäbe es Menschen, welche jene so vollendete Schönheit und Hoheit besäßen, wie die Bilder der Götter, so würde man einen solchen Mann augenblicklich für seinen rechtmäßigen Herrn anerkennen. — Es fiel Otto schwer, die Welt von

Schönheit, welche sich ihm in diesen Worten zeigte, zu beherrschen und zu schildern. Er sagte: „Nun kann man begreifen, wie die Athener nach dem Fall des Kodros erklären konnten, daß nur Jupiter allein würdig sei, sie zu beherrschen, und wie Phidias dazu begeistert werden konnte, eine siebenzig Fuß hohe Statue des Gottes aus Gold und Elfenbein zu schaffen. Was für eine Stadt doch Athen gewesen sein muß! Die Propyläen und die Akropolis, in welcher die Statue der Athene stand und vom Meere aus gesehen werden konnte! ... Hätten sie sich bei Aegos Potamos nur nicht vom Lysander überlisten lassen, daß er die beinahe leeren Schiffe ergreifen konnte, so würde Philipp von Macedonien nicht gesiegt haben und Athen stände vielleicht jetzt noch! Und Alkibiades warnte sie doch! Ihm hatte aber der dumme und wankelmüthige Pöbel die Anführung des Heeres genommen, obgleich er der Klügste, Tapferste und Schönste war, und er hatte keine Macht. Es war doch ein großer Mann, dieser Alkibiades! Wohin er kam, konnte er Alles mitmachen: die Athener durch seine Reden hinreißen, mit den Thrakern trinken und reiten, mit den Persern schwelgen, mit den Spartanern schwarze Suppe essen; er siegte in allen Feldschlachten, bezwang die Lakedämonier in gewaltigen Schlachten, nahm den undankbaren Athenern die Herrschaft über das Meer, gab sie

ihnen wieder, wurde von Allen geliebt, angebetet, und riß Alle mit sich fort! Seine Krieger wollten nicht neben Soldaten dienen, welche geschlagen waren! Sogar die, welche ihn am meisten haßten und beneideten, sagten, daß Sokrates in seiner Gesellschaft die angenehmste Unterhaltung fand. Die Gemahlin des Königs Agis war stolz darauf, daß sie dem Alkibiades ein Kind geboren hatte."

„Das war denn ein wunderbares Frauenzimmer," sagte Alfons.

Otto konnte es in seinem Herzen nicht in Abrede stellen; in seiner Bewunderung des Alkibiades war es ihm nicht in den Sinn gekommen, die Sache von der Seite anzusehen oder sich dieselbe in ihrer vollen Wirklichkeit zu denken, und die moderne trockene Moral störte ihn. Er antwortete:

„Das kann wohl sein, aber wie hart und traurig ist es nicht, daß Er, welcher einmal mit der siegreichen Flotte Athens gelandet und zur Burg hinaufgezogen war, während das vor Begeisterung weinende Volk ihn begrüßte und die Kinder in die Höhe hob, damit sie ihn sehen sollten, — daß Er, welcher den Eleusinischen Zug am Feinde, der in mehreren Jahren seiner Abwesenheit diese heilige Ceremonie gestört hatte, bei seinem bloßen Namen sich nun aber nicht zu zeigen wagte, vorüber führte — daß Er, landesflüchtig und verlassen,

weil die Athener, so lange er lebte, noch Hoffnung hatten, auf Anstiften der Lakedämonier durch die nächtliche Verrätherei der Barbaren fallen sollte. Nachdem sie das Haus angezündet hatten, tödteten sie ihn aus der Ferne mit Pfeilen, und eine arme Frau, welche ihn liebte, war die Einzige, welche seinen Leichnam salbte und ihm den Obolus mitgab, daß er sich über den Styx rudern lassen und in das Land der Schatten eintreten konnte!"

„Wie alt wurde er?" fragte Alfons.

„Vierzig Jahre. Das ist doch ein Trost. Warum sollte er alt geworden sein!"

Mitunter war noch eine Person bei Otto, nämlich Sem. Sem hieß eigentlich gar nicht Sem, sondern Diedrich Haundrup; der Name war eine Verkürzung von Seminarist, welche Stellung er einnahm, bevor er sich zum Studiren entschloß und mit einem Non durch die Artium durchschlich. Von dem Augenblicke an, da er Student geworden war, betrachtete er jeden Studenten als einen Bruder oder Kameraden, sprach bekannt mit Allen, besuchte Alle und fiel Allen zur Last durch seine hartnäckige Rechthaberei, durch seine Lust, über Kleinlichkeiten zu disputiren und durch seine Citate aus Balle's Lehrbuch, Luthers kleinem Katechismus oder Badens lateinischer Grammatik. Dieses wurde nur unvollkommen durch seine große Dienstfer-

tigkeit aufgewogen, die sich jedoch Einige bis zum Mißbrauche zu Nutze machten. War er des Abends bei einem Gelag und es fehlte Etwas, so ging er zum Höken und holte Licht, Brot, Käse, nach dem Gewürzkrämer und holte Citronen u. s. w., wahrscheinlich Alles in der Meinung, daß es mit zur guten Kameradschaft gehöre und daß Jeder von den Andern dasselbe für ihn thun würde, wenn es nöthig sei und er einen Schmauß geben könne. Er nannte Otto sein Stadtkind, weil das Städtchen, in welchem er geboren und Seminarist geworden war, zwei Meilen von Otto's Geburtsorte lag. Er hatte Otto daher aufgesucht, war ihm zwar durch seine Streitsucht beschwerlich gefallen, hatte ihn aber wieder durch seine Gutmüthigkeit und seinen heimathlichen Dialekt ausgesöhnt; auch hatte Otto nicht unterlassen, mitunter seine Dienstfertigkeit zu benutzen. Ein Student, welcher den Seminaristen mit Otto und Alfons zusammen gesehen hatte, hatte, weil Alfons von sehr dunkler Gesichtsfarbe war, sie Sem, Ham und Japhet genannt, und die Bodenkammer, in welcher Sem logirte, hieß die Arche Noahs.

Sie kamen eines Tages von einer Spaziertour nach Otto's Wohnung zurück. Das Zimmer war eben nicht prachtvoll ausgestattet, aber auf den Mobilien und Büchern lag nicht ein Staubkörnchen. Auf den Haken im Fenster hingen frische grüne Kränze, und in

einer Untertasse standen Veilchen in feuchtem Sande; die Gardinen waren halb niedergelassen, um die Sonnenstrahlen abzuhalten.

Sem empfand das Behagliche und gab seine Verwunderung durch die Worte kund:

„Sie haben es hier so üppig, wie ein Faeaker."

„Warum gerade wie ein Faeaker?" fragte Otto lächelnd.

„Weil diese sich recht in Wollust wälzten."

„Sie sollen Dank haben, Sem! Vielen Dank von mir und den Faeakern! Wie kommen Sie übrigens darauf, so etwas zu sagen?"

„Das hat mir so im Sinne gelegen; mein Manuducteur sagte, es sei ein Schlaraffenland, und so fiel es mir ein, daß es eigentlich die Faeaser heißen sollte. Einen solchen Namen könnte man doch behalten!"

„Das ist ein sündiges Wort, Sem! Das kommt aber davon, wenn man ein c statt eines x gebraucht," sagte Otto, und statt mit ihm zu streiten, nahm er eine Uebersetzung der Odyssee hervor und las die Beschreibung der faeakischen Königstochter Nausikaa, welche am Morgen mit ihren Mägden nach dem Flusse fährt, um zu waschen, nachdem sie ihren Vater aufmerksam darauf gemacht hat, daß die Brüder neugewaschener Kleider bedürften:

— — denn sie scheute das Wort der holden Vermählung
Ihrem Vater zu nennen; doch merkt' er Alles. — —
Und die Mutter legt' ihr labende Speis' in ein Kästlein,
Mancher Art und Gemüse dazu, und gab ihr des Weines
Im geisledernen Schlauch (und die Jungfrau trat in den Wagen);
Gab ihr in goldener Flasche sodann des geschmeidigen Oeles,
Daß sie gebadet sich salbte, zugleich mit den dienenden Jungfrau'n."

„Da können Sie sehen!" rief Sem aus; „Oel in einer goldnen Flasche!"

„Oh, Sem, laß uns nun hören," sagte Mendoza.

Otto fuhr fort zu lesen: Wie Nausikaa den schiffbrüchigen Odysseus am Ufer antrifft, ihm Oel gibt, damit er sich salbe, ihm die Kleider ihrer Brüder leiht und ihm Speise und Trank vorsetzen läßt; wie sie ihn mit in den Wagen nimmt, ihn aber vor der Stadt aussteigen läßt, damit das Volk, wenn es ihn bei ihr und den Mädchen sieht, sie nicht verhöhne, denn „man ist sehr übermüthig im Volke!"; wie sie ihm guten Rath ertheilt, und man sieht die ganze häusliche Einrichtung:

— — Doch bergen Dich nun die Gebäud' umher und der Vorhof;
Schnell des Königs Saal durchwandele, daß Du der Mutter
Kammer erreichst. Sie sitzet am Heerd' im Glanze des Feuers,

Drehend der Wolle Gespinnst, meerpurpurnes, Wunder dem Anblick.
Dort auch steht für den Vater ein Thron im wärmenden Anglanz,
Wo er, Unsterblichen gleich, dasitzt, und mit Weine sich labet ...

„Da haben wir's!" sagte Sem.

... Denn wofern nur jene Dir hold im Herzen gesinnt ist,
Hoffnung bleibt Dir hinfort, die Freunde zu schaun ...

„Nein, ich kann nicht weiter lesen, wenn man so Etwas hört!" rief Otto und warf das Buch hin.

„Ja, Sie wollen nicht weiter lesen, denn nun kommen wohl die Gelage, nun sollen sie wohl mit Ulysses schwärmen. ... Das ist nicht deßhalb," fuhr Sem begütigend fort, „ich möchte sicher auch als Schiffbrüchiger an solches Ufer geworfen werden. Man muß es aber so einrichten, daß man die Königstochter zu sehen bekommt, denn nett ist sie."

Alfons hatte sich an's Clavier gesetzt und sang aus „Jüngling und Mädchen."

„Wirst doch nicht reisen fort,
Hast ja noch Zeit.
— Ja, ich will reisen fort,
Mein Weg ist weit!

Hin, wo ihr' treue Lieb'
Kein Mägdlein bricht!
— Schatz, nimm zu Haus vorlieb.
Hin find'st Du nicht!"

„Oh, singe Sem lieber ein Wehrlied vor, das ist besser für ihn," sagte Otto.

Alfons hörte auf, und nach einem kriegerischen Vorspiele sang er:

„Der hatte selbst die Hand am Schwert,
Der diesen Reim gemacht.
Bis Abends mäht' er mit dem Schwert,
Des Nachts besang er die Schlacht.

Er schwang die Saiten und das Schwert,
Ein Fiedler und Soldat,
Den Herren und den Mädchen werth,
Dem Tänzer und Prälat."

„Bravo!" rief Otto. „Sem soll an jedem Abend seine Siege besingen."

„Laßt uns gute Freunde sein und „Danemark deiligst Vang og Vange" singen," sagte Sem. „Es ist mein Lieblingslied und das einzige, was ich kann." — Und er sang so andächtig wie ein Küster.

Sei es nun, daß das Dienstmädchen an diesem Nachmittage Erlaubniß hatte, auszugehen, oder geschah es, weil sie selbst neugierig war, dieses Studentenleben anzusehen, genug, es kam Pauline, die siebenzehnjährige

Tochter des Hauswirths, herein, deckte den Tisch und brachte die Maschine.

„Seht, hier haben wir ja gleich eine kleine Nausikaa,“ sagte Sem und blinzelte mit den Augen.

„Ja, es ist wirklich ein hübsches Mädchen,“ sagte Mendoza.

Otto schlug die Augen nieder.

Viertes Kapitel.

Otto und Alfons kamen eines Tages aus der Ausstellung. Sie waren da oben mit bereitwilligem, empfänglichem Sinne umhergegangen und hatte sich wohl mit dem Glauben getäuscht, es sei die Kunst, welche sie betrachteten. Aber sie konnten z. B. an manchem, doch gut ausgeführten Portrait gleichgiltig vorübergehen — ein einzelnes zog sie an durch Etwas, was es eben so sehr der Wirklichkeit wie dem Künstler verdankte. Es verbreitete eine Erzählung aus dem Leben, eröffnete in einem kurzen Schimmer eine Aussicht auf Charaktere und Neigungen, auf die Erfahrung eines Mannes oder die Gedanken eines jungen Mädchens, und verschloß sie sogleich wieder. Aus den Säulenreihen einer Domkirche, einer Ruine, einem Palaste kam ein Anhauch romantischer Ereignisse; die Heimath

der Malerei schwebte einen Augenblick der Phantasie vor, Personen schienen auftauchen zu sollen; sie kamen nicht, aber die beständig zurückkehrende und wieder verschwindende Erwartung hatte ihren Zauber. Landschaften und Seestücke reizten durch die undeutlichen Erinnerungen, welche sie hervorriefen, durch den heimathlichen Duft oder durch die Freude, den Blick in fremde, glückliche Gegenden mit ihrem starken Sonnenlichte und Pflanzenleben zu werfen, oder sie eröffneten einen so weiten und unbegrenzten Gesichtskreis, daß der Athem stocken konnte aus Sehnsucht nach der großen, geheimnißvollen und doch so offenen Welt.

So gehen aber wohl Viele in den Sälen der Kunst umher.

Es ist in der modernen Welt so Weniges, was beherrscht. Man kann sich von Gesetzen und Gewohnheiten behindert sehen; aber das Leben tritt selten oder nie in feierlicher, erhebender, Ehrfurcht und Gehorsam hervorrufender Einheit auf. Die Kunst war zu einer Zeit der genaue Ausdruck der geistigen Kräfte des Lebens, und hat sie in seinen Figuren dargestellt, vor welchen die Sinne stehen blieben; nun steht an allen Grenzsteinen die unsichtbare Gottheit, während die aufgeweckte, lebensgierige, von dem Sichtbaren hingerissene, von einer vielseitigen Literatur erfüllte und bewegte Jugend durch ihre Verwandtschaft mit dem Unend=

lichen einen Heißhunger bekommt und sich dem Endlichen zuwendet. Die Bildhauerkunst hat noch etwas Gebietendes, wenigstens so lange sie an ihrer Tradition festhält und keinen Versuch macht, malerisch zu werden. Es ist aber eine Frage, ob die Bewunderung der antiken Statuen bei uns Menschen der „Neuzeit“ ein natürliches Product ist, denn unser Blick ist nicht vorweg durch die Anschauung schöner Naturformen geübt und geschärft. Wir lernen es zu bewundern; man sagt uns: Dieses oder Jenes ist die Schönheit, und ein Theil der eigenthümlichen Gewalt, welche diese Werke ausüben, liegt in der Bewunderung der Zeit, des Volkes und der Literatur, denen sie angehören. Eine Statue zu sehen, welche Phidias vielleicht ausgeführt und Perikles berührt hatte, an welcher Alkibiades, als er im Begriff stand, sich im Piraeos einzuschiffen, vorübergezogen ist, welche vielleicht auf dem Parthenon gestanden und den Duft der griechischen Opfer und Lobgesänge eingesogen hat, Jahrtausende lang begraben gewesen und gleich marmorweiß wieder auferstanden ist! Welcher Genuß, diese Statue zu sehen, und wäre es auch nur in Gyps ... es sind ja doch die unsterblichen Formen — und man saugt mit unerklärlichen Gefühlen diese Schönheitsformen ein und seufzt aus Herzensgrunde nach der Zeit, da ihr „Wonnedienst noch glänzte.“ Oder welche Freude, irgend eine Statue aus

Marmor, aus weißem Marmor aus Italien, oder vielleicht aus Paros zu sehen!

Wir bekommen so selten einen plastischen, einen ganzen Eindruck von irgend Etwas! Man gewöhnt uns an eine geistige Doppelheit oder Mannichfaltigkeit, während unser unbefriedigtes Gefühl seinen Genuß durch die Hilfe der Phantasie zu vervollständigen sucht. Es gibt eine Erkenntniß, welche alle Eindrücke der Art sammelt und beherrscht und sie dem Kunstsinne dienstbar macht, eben so wie sie die Kunst- und Schönheitsfreude als Grundlage zu einer höheren Freude dienen läßt. Der Weg zu ihr ist lang — er kann durch das ganze Leben führen.

Otto und Alfons gingen von der Ausstellung zu einem in der Nähe wohnenden Conditor. In dem Zimmer, wo sie sich eine Ecke aussuchen und eine Tasse Kaffee trinken wollten, saßen vier Personen um einen Tisch und zwei auf der Erhöhung am Fenster. Man konnte beim ersten Blicke sehen, daß die Vier Studenten waren; die Beiden würde man eher Herren genannt haben, ohne ihnen übrigens eine Verwandtschaft mit der Universität abzusprechen. Der Eine von ihnen hatte sich gegen die Fensterbank gelehnt, die Beine weit von sich gestreckt und rauchte eine Cigarre in feinen, langsamen Zügen, während er gleichgiltig nach den Vorübergehenden schaute; seine rechte Hand spielte nach-

lässig mit einer goldnen Lorgnette, und auf seiner gestickten Weste prangte eine goldene Kette. Der Andere war einfacher gekleidet, saß mit dem Rücken gegen das Fenster und sah in eine Zeitung, die er mit großer Aufmerksamkeit zu lesen schien. Die Vier am Tisch waren in einem eifrigen Gespräche, welches sie, als Alfons und Otto eintraten, abbrachen.

„Das ist, hol' mich der Teufel, Otto Kroyer!" rief der Eine, indem er aufstand. „Alter Schulkamerad, wie hast Du es denn? Wie vegetirst Du in der Welt? ... Und das ist ja Mendoza, wir Beiden sind Studenten zusammen — kommt und setzt Euch bei uns nieder!"

„Oh, bist Du es, Carlsen!" sagte Otto. „Ich hätte Dich beinahe nicht wieder gekannt, so dick und fett bist Du geworden! Und Helzen ... guten Tag, wie hast Du es?"

„Es macht mir wirklich eine richtige Freude, Dich wieder zu sehen," sagte Carlsen — ein blonder Mensch mit lebhaften blauen Augen und etwas angeschwollenen Augenlidern —; „Du bist ordentlich herausgewachsen. Wir müssen ein Glas Madeira auf alte Freundschaft — und auf neue Freundschaft mit Ihnen, Mendoza, trinken. ... Heda, Madeira! ... Ihr kommt wohl von der Ausstellung? ... Nun, so

seid Ihr doppelt willkommen, Ihr vergrößert das Auditorium; Helzen hält Vortrag — still!“

Helzen wartete nur auf eine Pause, um den Satz zu vollenden, in welchem er unterbrochen worden war.

„Das ist ja durchaus keine Kunst! es ist die traurigste und unsinnigste Weise, in welcher man Kunstwerke auffassen kann. Man findet das Bild eines Bekannten, statt ihn leibhaftig selbst, und man ist entzückt über das beispiellose Kunststück, daß man ihn wiedererkennen kann, ja, man kennt sogar seine Tuchnadel — ist das Kunst?“

„Es ist seine Ueberzeugung,“ sagte Carlsen. „Dasselbe hat er mir gesagt während der ganzen Zeit, daß wir dort oben waren. Ich muß bemerken, daß er sich im vergangenen Winter eine Kunstanschauung ausgearbeitet hat, und nun reißt er Alles herunter, was ihm in den Weg kommt, wie der Elephant mit seinem Rüssel Bäume ausreißt, wenn er böse ist.“

„Du magst wohl mitsprechen! Du hattest Deinen Schnabel in allen Frauenzimmerhüten!“

„Ich suchte die niedlichen Kleinen durch die Zauberkraft meiner Augen zu bezaubern, das bekenne ich und dabei bleibe ich. Du suchtest sie durch das Licht Deines Geistes zu blenden, daß sie hinein flattern und sich die Flügel verbrennen sollten. Als wir vor einer Malerei standen und ein Paar Püppchen hinter uns

waren, sprach er mit tiefer, unterirdischer Stimme sein Minosurtheil aus, gab mit dem Daumen Linien über die Malerei an, um zu zeigen, wie es hätte gemacht sein sollen, oder sagte einige philosophische Worte, welche den Mädchen wie Irrlichter vor den Augen tanzten. Ich machte aber doch die meisten Eroberungen, dessen bin ich gewiß, denn ich sah doch und siegte durch meine Blicke —

Ich seh' in Deine Blicke,
Ach, la la la la la la la!

er wagte aber nur von der Seite zu sehen, wenn er ein Kleid rascheln hörte, oder fühlte, daß eine seidene Robe in der Nähe war, daher ging es auf die Kunst los." —

„Du Pfuscher! Du hast nicht einen Funken von Poesie in Dir, wohl aber eine beispiellose Fertigkeit, Deinem Nächsten Fehler anzudichten."

„Darin liegt ja kein Fehler! Du hast ein anderes System, als ich, aber ich gebe dem meinigen den Vorzug; Deines ist vielleicht das beste. . . Höre, Giovanni, gib mir eine andere Cigarre. ... Im Uebrigen halte ich dafür, daß es am besten ist, wenn man durchaus gar kein System hat. Ein guter Instinct ..."

„In der Kunst?!"

„Nein, bei den Mädchen, aber gleichwohl auch in der Kunst.“

„Wenn Du Korn auf dem Markte kaufen willst, wirst Du dann nach Deinem Instincte handeln, oder nach einer Anschauung der Natur des Korns, dem Gewichte, der Trockenheit, dem Preise ...“

„Du willst mich auf sokratische Weise ausfragen. Ich werde geschlagen! Ich bin geschlagen! Wir müssen eine Kunstanschauung besitzen — so lasse uns denn Deine bekommen.“

Helzen war nicht ganz zufrieden mit der Weise, in welcher er aufgefordert wurde; aber Otto's Gesicht trug das Gepräge einer gespannten Erwartung, und der Zeitungsleser am Fenster sah in diesem Augenblicke mit einem eigenthümlichen auffordernden und wie eine Katzenpfote streichelnden Blicke auf.

„Nun wohlan,“ sagte Helzen, „der Satz, welchen ich vorzubringen habe, ist ganz kurz. Die Aufgabe der Kunst ist es, die Menschen von der rohen Wirklichkeit zu befreien und Bilder, welche aus dem freien menschlichen Geiste hervorgehen, an ihre Stelle zu setzen. Sie strebt darnach, das Ideal der Schönheit zu verwirklichen, und ein wahres Kunsterzeugniß ist also ein Werk der freien, schaffenden Phantasie, welche mit einer ihrer bewußten Sehnsucht nach dem Schönen und einer Beherrschung der Mittel arbeitet. Dieses scheint

mir hinlänglich zu beweisen, daß der Portraitmaler nicht zu den Künstlern gehört; er ist ein Biograph in der Kunst, der Geschichts- und Landschaftsmaler ist ein Dichter, der Blumenmaler mehr oder minder ein geschmackvoller Abschreiber."

„Nach dieser Definition," sagte einer von den Zuhörern, „wäre der Schauspieler dann auch kein Künstler."

„Wer sagt Euch, daß Jeder ein Künstler ist, der zufällig einmal den Namen bekommen hat! Man hat sogar der Typographie den Namen Buchdruckerkunst gegeben, und auf solche Weise sollte Watt Dampfkünstler und Jacquard Weberkünstler sein."

„Was sagst Du da!" rief Otto aus; „der Schauspieler wäre kein Künstler?"

„Nein," erwiderte Helzen, „er schafft ja Nichts mit Freiheit und sagt die Worte eines Andern her. Außerdem bedient er sich eines Nachahmungstalentes, in dessen Besitze wir Alle mehr oder weniger sind."

„So," sagte Alfons, „danach wäre der Sänger denn auch kein Künstler, denn er führt ja nur aus, was ein Anderer componirt hat, und gebraucht eine Stimme, in deren Besitze wir Alle mehr oder weniger sind."

„O ja, beinahe so Etwas!" erwiderte Helzen.

Otto sagte eifrig:

„Das ist nicht Dein Ernst, Helzen! Wenn das keine wahre Kunst sein soll, mit welcher Rosenkilde den Michel Perrin oder Trop spielt, und wenn Frau Heiberg und Ryge keine Künstlerinnen sind, so mache ich mir nichts aus der Kunst!"

Der Zeitungsleser sagte „Hm!" ohne aufzusehen. Helzen fragte:

„Glaubst Du, Kroyer, daß die Erde rund oder platt sei?"

„Rund."

„Nun ja; aber Jesper Ridefoged glaubte, sie sei platt, und er mache sich nichts aus der ganzen Astronomie, wenn die Erde nicht platt wie ein Pfannkuchen sei. Im Uebrigen" — fuhr er mit zufriedener Miene fort, als Otto den Kopf sinken ließ — „kann man die Art Leute, welche Du nanntest, gern den Titel behalten lassen, wie abgehende Offiziere Erlaubniß erhalten, die Uniform und das Feldzeichen der Armee zu tragen."

„Wozu soll das Ganze denn aber dienen?" rief Otto; „so ist es ja nur ein Streit um Namen!"

„Wie? Hältst Du es denn für nichts, den Begriff aufzuklären und die Anschauung vom Wesen der Kunst zwischen verwirrenden Namen festzuhalten?"

Mendoza hatte unterdessen in seinen Gedanken und Erinnerungen nachgesucht und rief aus:

„Ein Sänger sollte kein Künstler sein! Ich habe

dieselbe Rolle, dieselben Noten von verschiedenen Sängerinnen gehört, und welcher himmelweite Unterschied war da nicht! Es war nicht blos das dumme Ding — hätte ich bald gesagt — was man Stimme nennt, sondern ihre eigene Seele, welche den Unterschied hervorbrachte. Oh! wenn man eine solche Sängerin hören kann, die wirkliches Gefühl für die Kunst hat — denn die Musik ist doch wohl eine Kunst? — welche begeistert ist und weder daran denkt, mit der Gallerie oder dem Parquet zu kokettiren ..."

„Ja, wenn man eine solche Sängerin hören kann!" sagte Helzen.

Alfons war verdrießlich.

„Nun, seien Sie nur nicht empfindlich," sagte Carlsen; „lassen Sie uns hören, was Sie sagen wollten."

Alfons bezwang sich und sagte:

„Ich verstehe mich wohl nicht auf's Disputiren, aber es scheint mir, daß, wenn Jemand eine Definition von der Kunst gibt, durch welche der Gesang, die Schauspielkunst und die Portraitmalerei ausgeschlossen werden, und man hat die Ueberzeugung, daß dieses Künste sind, so ist die Definition falsch."

„Wenn man die Ueberzeugung hat! Das ist gut! Nein, Beweise, mein Guter!"

„Nun, hier ist ein Beweis. Quentin Messis

ward für den größten Künstler erklärt, weil er ein Portrait der Tochter seines Meisters gemalt hatte."

„Oh, wenn ein Roman auf der Akademie als Beweis angenommen werden soll, so kann man die Kriegskunst nach „die Tochter des Goldschmieds in Brügge" und Bassenvelds „Dragoner" studiren!"

Otto sagte:

„Es ist ja nur die Nachahmung, gegen welche Du bist, Helzen, nicht wahr?"

„Ja, weil der Nachahmer ein Sclave der Natur ist; er kann sich durch Treue und Innigkeit auszeichnen, aber ist doch ein Sclave; in der freien Kunst dagegen wird die Idee der Natur zu neuer Wirklichkeit wiedergeboren."

„Das kann wohl sein; aber so habe ich ja einen Beweis! Da, wo ich logirte, bevor ich Student wurde, waren zwei Portraits meines Wirths. Das eine war wohl theuer gewesen und war so ähnlich, daß man ihn gleich kennen konnte; auch die Brustnadel, von der Du sprachst, war gleichsam mit Händen zu greifen. Das Merkwürdige aber war, daß man, je mehr man mit ihm bekannt wurde, immer fremder gegen das Portrait wurde. Es fällt mir nun erst deutlich ein, wie groß der Unterschied war, wenn man mit ihm gesprochen hatte und gleich darauf das Portrait sah. Das andere war von seinem Schwieger=

sohne, einem gewöhnlichen Malermeister, verfertigt, und die Meisten sagten, es sei nicht eine Spur von Aehnlichkeit darin. Es hing in meinem Zimmer, und während ich Geschichte zum Examen repetirte, ging ich im Zimmer auf und ab und sah es so unzählig viele Male, daß ich es mit der Geschichte auswendig lernte, und wenn jetzt die Rede auf große historische Ereignisse kommt, so scheint es mir, als sei mein Wirth mit dabei gewesen, denn ich habe ganz deutlich sein Gesicht da gesehen."

Der Zeitungsleser sagte ein Hm! welches so aufmunternd klang, daß Otto ganz stolz wurde.

„Und was denn? Was beweis't dieses?" fragte Helzen.

„Es scheint mir zu beweisen, daß das Portrait ähnlich gewesen sein muß, wenn auch die Züge nicht getreu wiedergegeben waren. Ich schließe daraus, daß der Schwiegersohn die Seele oder den Geist gemalt hatte, und das war es ja, was Du verlangtest."

Helzen sagte:

„Höre, Kroyer, als alter Schulkamerad darf ich wohl sagen, daß man nicht mit Dir disputiren kann, bevor Du Dir nicht einen gewissen logischen modus disputandi angeeignet hast. Ich fechte mit dem Degen, Du mit einer Bohnenstange."

„Nun weiß ich es!" rief Mendoza. „Ein Künst-

ler ist der, welcher in göttlichem Bilde wieder erschafft; er bläs't seinem Werke den Athem des Lebens ein."

„Ja, gewiß bläs't es! Alter=Testaments=Styl!" sagte Helzen.

„Laß es sein, welcher Styl es will; ich habe es nun aufgefunden, daß derjenige, welcher eine Seele in sich hat und es auf eine schöne Weise ausdrückt, ein Künstler ist!"

„Nun, aber was ist denn Schönheit?"

„Schönheit ist die Kleidung Gottes!"

„Wieder Alter=Testaments=Styl!"

„Schönheit ist der Gott in uns!" rief Otto.

„Du nimmst doch wenigstens, wie ein guter Christ, Deine Worte nicht aus dem Alten Testamente."

„Sollen wir gehen, Schiött?" fragte der Herr mit der goldenen Kette den Zeitungsleser.

„Ja, gleich'" erwiderte Schiött und machte Miene, aufzustehen. Obgleich er nichts gesagt hatte, war es doch die ganze Zeit über gewesen, als habe er am Gespräche Theil genommen. Er hatte vor Kurzem Helzen so ironisch angesehen, als dieser Otto zurechtgesetzt hatte, und sein Blick fiel in diesem Augenblicke auf Otto mit einem Ausdrucke, welcher diesem so wohlwollend=launig schien, daß er die größte Lust hatte, seine Hilfe anzurufen. Zu seinem großen Vergnügen sagte Carlsen:

„Laß Candidat Schiött Richter sein. ... Herr

Schiött! Die Trojaner und die Achäer streiten sich, daß man sich darüber zu Tode langweilen möchte. Daher habe ich es übernommen, Gesandter zu sein und die Sache der weisen Pythia vorzulegen. Ich bin Ihr allerergebenster Chilian. Spelandisimo reenkaalavet spaekavet. Copisoinsandum. Quod erat demonstrandum!"

„Die erlauchten Personen der Gesandten pflegen ein Accreditiv mitzubringen," bemerkte Schiött.

„Ich unterwerfe mich gern, wenn es überhaupt eines Urtheils bedarf," sagte Helzen.

„Aber werden die beiden Hochwürden ein so weltliches Tribunal anerkennen?" fragte Schiött.

Otto war überrascht, daß das Wohlwollen, welches er vorausgesetzt hatte, sich in dieser Weise äußerte; er hatte aber schon zu viel Werth auf Schiötts Urtheil gesetzt, als daß er sich nicht hätte bemühen sollen, eine so gute Miene als möglich zu machen. Er antwortete daher:

„Ja, meine Hochwürden unterwerfen sich."

„Das mögen Sie wohl sagen," sagte Schiött; „aber wenn Sie es denn mit auf den Weg nehmen wollen, so soll der Spott der Ideen wegen dagegen protestiren, daß man sich in den alten Chroniken verwirrt. Ob Jemand seines Privatvergnügens wegen an die alten Geschichten glauben will, ist so weit gleichgiltig, aber wenn man sich nicht in der Astronomie daran

halten will, daß es der Sonne einfallen kann, in Gibeon still zu stehen und den Mond in Ajalons Thal zu lorgnettiren, so bitten wir uns ganz ergebenst aus, mit einer „Kleidung Gottes“ als ästhetische Kategorie verschont zu bleiben.“

Otto sagte:

„Gestrenger Herr Richter, ist denn Helzens Definition richtig?“

„Es geziemt sich weder für Sie noch für mich, dieses zu beurtheilen, sondern nur den Hut abzunehmen vor dem Princip, welches Herr Helzen entwickelt hat. Es hat bereits die Ehre genossen, beinahe wörtlich von Schiller in seiner Vorrede zur „Braut von Messina“ citirt zu werden, womit indeß nicht gesagt sein soll, daß Schiller es Helzen weggemaus't hat; die Wahrheit ist das gemeinsame Gut der denkenden Seelen.“

„Ich kann auf Ehre und Gewissen versichern, daß ich nie die Vorrede gelesen habe!“ rief Helzen aus.

„Wenn Sie es sagen, so ist es wahr,“ antwortete Schiött gutmüthig, „aber es ist zugleich wahrscheinlich, sonst würden Sie vielleicht nicht ein richtiges Princip verkehrt angewendet haben.“

„Worin besteht denn der Fehler?“

„Das sagen Sie so sauertöpfisch, als wäre Ihr Fehler ein Zahn, welchen ich Ihnen ausziehen soll.“

„Nun, worin besteht er?“ fragte Helzen und zwang sich zu einem Lächeln.

„Was will es sagen, die Natur nachahmen? Da, wo Sie glauben, daß die Natur auf das Allergenaueste nachgeahmt oder portraitirt ist, ist vielleicht hohe Kunst. Ein französischer Schriftsteller macht die Bemerkung, daß man, wenn man einen genauen Abguß von der angebeteten Hand seiner Geliebten machen läßt, man nur die Leiche einer Hand hat; man muß sich an einen Künstler wenden, um die Hand portraitiren zu lassen, so kann man sie wieder erkennen.“

„Sie können denn also nicht eine solche Nachahmung für die wahre Kunst ansehen.“

„Nein, nicht ganz; es liegt aber in der Nachahmung mehr Kunst, als Ihr ästhetisches System anerkennt. Sie nehmen die Freiheit zu einseitig, oder ich kann vielleicht deutlicher sagen, Sie achten nicht auf die Aeußerung von Freiheit, welche Wahlfreiheit genannt wird und gerade das Kunstbestimmende in der Portraitmalerei ist. Jeder Künstler trifft der Person, welche er malen will, gegenüber seine Wahl, von der Wirklichkeit beherrscht und doch frei; in dem Grade, wie er Geist besitzt, mit Freiheit aufzufassen, und poetische Kraft, wieder zu schaffen, wird seine Arbeit ein Kunstwerk. In ähnlicher Weise geht es dem Schauspieler mit seiner Rolle und dem Sänger mit seinen

Noten, sonst möchte der Teufel in's oder zum Theater gehen. Das war es gerade, was Ihre beiden gelehrten Gegner gesagt haben würden, wenn sie die Form in ihrer Macht gehabt hätten."

„Wenn ich die Form in meiner Macht gehabt hätte?" sogte Otto.

„Ja, oder den Inhalt," erwiderte Schiött.

„Oh, den Inhalt, das war etwas ganz Anderes."

„Nicht ganz," sagte Schiött lächelnd; „was Sie denken oder fühlen, bekommt ja erst Inhalt, wenn es Ihnen selbst so anschaulich wird, daß Sie es in der Form des Wortes hervorheben können, gleichwie eine Arbeit erst dann ein Kunstwerk wird, wenn Ihre Idee vollständig in der Form ausgedrückt ist."

„Nun — ja," sagte Otto gedankenvoll. „Aber wie weiß man, welches die Idee des Künstlers gewesen ist, wenn er sie nicht in der Form ausgedrückt hat?"

Helzen lachte, und das war vielleicht der Grund, weßhalb Schiött geduldig fortfuhr:

„Wenn Sie in's Theater gehen, so erweckt das Stück auf die eine oder andere Weise Ihre Theilnahme; aber Sie bilden sich doch nicht ein, daß es etwas Wirkliches ist ..."

„Ja."

„Wie? Einen solchen Glauben habe ich lange in Israel nicht gefunden. ... Nun, wohlan, Sie bilden

sich es ein, aber Sie stehen doch wohl zugleich über der Illusion und beurtheilen die Poesie: ob sie auch auf ehrliche und richtige Weise Ihre Theilnahme erweckt?“

„Ja, wenigstens hinterher.“

„Ich merke, es kann noch Vergnügen machen, ein Schauspieler zu sein. Es gibt noch einen Theil des Volks, welcher lebendige Junge, Kinder mit warmem Blute erzeugt; wir werden nicht Alle mit kritischem Fischblute geboren. ... Das ist nun Alles gut genug, aber eine Malerei halten Sie doch wohl nicht für eine Wirklichkeit?“

„Nein; aber sie bedeutet eine Wirklichkeit, welche irgendwo sein könnte, und wohin man in dem Augenblicke versetzt wird, in welchem man vor der Malerei stehen bleibt. Man besteht gleichsam aus zwei Menschen.“

„Sie scheinen ganz stolz darauf zu sein, ein Doppelgänger sein zu können; ich muß aber die Ehre haben, Ihnen zu sagen, daß „man“ ein paar Menschen zu wenig ist. Irgend einer von uns Andern besteht aus vier Menschen vor einer Malerei; unser Genuß übertrifft den Ihrigen, ebenso wie ein Viergespann eine Droschkenbeförderung übertrifft.“

„Wie kommt das?“

„Das geht so zu, daß wir Andern, ganz so wie Sie und Ihr Freund, erst die bemalte Leinwand und

den Rahmen, wie die Kuh eine Windmühle, nämlich mit den Augen, ansehen, darauf machen wir die Reise nach der Begebenheit oder der Gegend, welche durch das Gemalte dargestellt wird, und dies ist auch so schwer nicht, das Pferd heißt Phantasus. Während nun die eine Person reis't und die andere steht und sieht, ist ein drittes Wesen damit beschäftigt, sich in die Seele zu vertiefen, mit welcher der Künstler gemalt hat, den Duft einzuathmen, der von seiner Begeisterung auf die Leinwand geströmt ist und sich denselben zu erklären; dieser Ritt wird auf dem Pegasus ausgeführt und ist der poetische Genuß. Endlich ist ein viertes Wesen damit beschäftigt, zu untersuchen, durch welche Mittel der Künstler die beiden zuletzt besprochenen Wesen auf den Phantasus und Pegasus gebracht hat, durch welche Anwendung von Perspective, Licht und Schatten, Farben, Zeichnung, „saftigem Pinsel," „Tinten" u. s. w., welche Kunstwörter Sie in den Zeitungen sehen können, in denen dieses Pferd sehr thätig ist. Wenn das vierte Roß im Gespann — wir können es Reflexion nennen — seine Pflicht in uns thut, wenn es durch Anschauung und Denken gut genährt ist, so verhindert es sowohl den Phantasus als den Pegasus am Davonlaufen, so bringt uns nicht jeder Stümper in den Sattel; es gibt aber üppige Menschen, die sogar mit sechs Pferden fahren oder

reiten, indem sie zugleich noch die besondere Kunstschule genießen, welcher eine Malerei angehört, und das Vergnügen genießen, es zu kaufen, ja siebentens und letztens den Genuß genießen, das heißt, einen solchen Kunstgenuß genießen — was sagen Sie dazu?"

„Ich sage: Das wäre der Teufel! Mir wird ganz schwindelig."

„Was werden Sie denn dazu sagen, daß es Einige gibt, welche nur an dem Siebenten und Letzten, als dem Allerschwersten, Gefallen finden und es nicht der Mühe werth halten, auf den sechs Genannten zu reiten, so daß sie den Kunstgenuß genießen, einen solchen Kunstgenuß zu haben, ohne „einen solchen Kunstgenuß" zu haben."

Mendoza sagte:

„Sollte ich mit Gedanken der Art im Kopfe componiren, so würde ich von Sinnen kommen."

„Sind Sie es also! Es däucht mir, ich hätte gehört, daß ein Student Mendoza sich der Musik gewidmet habe. So thun Sie freilich am Besten, statt der Logik den Contrapunkt und die Nachtigall zu studiren."

„Aber warum soll ich es denn?" fragte Otto.

„Darf ich fragen: Sind Sie auch ein Genie?"

„Das weiß ich nicht; aber was man nicht ist, kann man noch werden."

„Sollen Sie zum Genie studiren, so ist es am besten, wenn Sie damit anfangen, sich im Disput gegen Helzen zu behaupten.“

„Aber,“ fuhr Otto munter fort, während Schiött nach der Thür ging, „darf ich den Herrn noch um Eins fragen: Wenn man in der Disputation siegt, was wird dann daraus folgen?“

„Ei,“ antwortete Schiött in demselben Tone, während er ging, „daraus folgt, daß man die Ehre hat, zu siegen, und für einen redseligen Mann gilt.“

Carlsen sagte:

„Ich fühle den Inhalt und die Form, und will nach Hause gehen und mich ein wenig niederlegen. Der Kopf fängt an, mir schwer zu werden; es war aber auch ein guter Caviar, welchen wir dort an der Ecke bekamen.“

„Steigt der Caviar denn zu Kopfe?“ fragte Otto.

„Oh, Ihr Götter! leiht mir einen Verwunderungsausruf! ... Nein, aber der Rheinwein, welchen man dazu trinkt!“ rief Carlsen; „Du bist ja ein weißes Lamm, ebenso wie die neue Schenkmamsell auf Constantia.“

„Was ist denn mit ihr?“

„Ja, es ist beinahe unglaublich! Am letzten Sonntage frühstückten wir draußen, und als wir gegessen hatten, bat ich sie, den Tisch abzudecken und uns

ein Gesangbuch zu bringen. Was bringt sie da? Ein wirkliches Gesangbuch in einem rothen Einband mit Goldschnitt!“

„Was sollte sie denn sonst bringen?“

„Nein, nun geht es über die Bäume! Er ist erst vor einer Stunde zur Welt gekommen! Die Karten sollte sie bringen! Die Karten, Mensch!“

„Ah — so!“ sagte Otto ganz beschämt.

Als sie allein waren, sprach Mendoza sein Mißvergnügen über das Gespräch aus; es hatte ihn verstört, die Mischung von Ironie und Ernst in demselben war seiner Natur zuwider. Otto schwieg. Er hatte gefühlt, daß er in einer Hinsicht das Leben nicht leicht genug nähme, in einer andern Hinsicht nicht tief genug denke, und ohne Rücksicht auf den Gegenstand hatte außerdem das Gespräch ihm durch seine Lebendigkeit, den Disput und die Berührung mit Andern wohlgethan. Mendoza war in sich gekehrt, Otto sehnte sich nach außen und wünschte eine Fortsetzung.

Und die Gelegenheit dazu zeigte sich bald.

Fünftes Kapitel.

Otto pflegte die Familie seines Wirths nur ausnahmsweise zu besuchen, namentlich nur, wenn er seine Monatsmiethe bezahlte, und es wurden bei diesen Veranlassungen nur die gewöhnlichen kurzen Höflichkeitsworte gewechselt. Die Familie war für ihn nichts mehr, als das mechanische Lebensprincip in seiner kleinen Wohnung.

Pauline hatte indeß seine Tritte auf der Treppe erkannt, als er an diesem Nachmittage später als gewöhnlich nach Hause kam, und empfing ihn an der Thür mit der Nachricht, daß Sem mehrere Male da gewesen sei und nach ihm gefragt habe. Dabei habe er ausgesehen, als ob ihm ein großes Unglück widerfahren sei. Otto saß und wartete; da Sem jedoch nicht wieder kam, tröstete er sich mit dem Gedanken, daß

das Unglück nicht so groß gewesen sei. Dieß war es nun freilich auch nicht, den Umständen nach war es aber doch groß genug.

Als Sem eines Tages zu Borch's Vorlesung sich eingefunden und ein vernünftiges Gespräch hartnäckig durch seine Citate gestört hatte, nannte einer der Candidaten ihn „den großen Doctrinair." Die andern Anwesenden lachten und Sem fühlte sich durch dieses ihm unbekannte Wort oder diesen Beinamen gestoßen.

Er wagte es nicht, Jemand um die Erklärung des Wortes Doctrinair zu bitten, denn er hatte sich durch seine Streitsucht in eine solche Lage versetzt, daß Alle die Gelegenheit benutzt haben würden, ihn lächerlich zu machen, und obgleich er die Sache nicht von dieser Seite ansah, glaubte er doch, vorsichtig sein zu müssen, weil Alle ihn beneideten und die Gelegenheit wahrnehmen würden, ihn mit Hilfe dieses wunderlichen Wortes zu demüthigen. Das Schlimmste war jedoch, daß es ihm schien, als kenne er das Wort, daß die Bedeutung desselben ihm dunkel vorschwebe oder sich ihm undeutlich und neckend zeige, wenn er in einem lateinischen Wörterbuche nachschlug. Jeden Augenblick schien es ihm, als wolle die feine Bedeutung sich in seinem Gehirne festsetzen, aber schnupps war sie fort. Es wurde ihm zu einer großen Plage und er beschloß, List anzuwenden und Andere das Wort erklären zu

lassen, während er über jedem Verdacht des wißbegierigen Horchens erhaben schien. Die List führte er so aus, daß er einmal mitten in einem Gespräche mit Otto auffuhr: „Sie sind doctrinair." Otto, der vielleicht in dem Augenblicke gerade doctrinair war oder die Bedeutung des Wortes nicht kannte — denn nicht Alle kennen sie — gerieth in Erstaunen darüber, daß Sem sich plötzlich eines solchen Ausdruckes bediente, und zog sich zurück. Der siegende Seminarist war erstaunt über die Wirkung des räthselhaften Wortes, welches ein Universalmittel schien, den Leuten den Mund zu stopfen; er mußte aber befürchten, daß er es einmal falsch anwenden, und daß es dann rückwärts wirken möchte, wie eine schlecht bediente, gesprengte Kanone.

Er hatte einmal Geschäfte bei einem Priester. Bei dieser Gelegenheit sprachen sie unter Anderm auch vom Bischoffe, und der Priester ließ ein Wort von Doctrinair fallen.

„Meinen Sie, er sei ein Doctrinair?" fragte Sem mit versteckter, lauernder Begierde.

„Doctrinair?" erwiderte der Priester; „was ist doctrinair, mein Freund?"

Es war zu deutlich, daß der Priester selbst antworten wollte, und wie ein Tiger, welcher auf seinen Raub lauert, kauerte Sems Wißbegierde sich zusam=

men, um auf ihren Raub loszuspringen. Der Priester fuhr fort:

„Was ist es Anderes, als die in die Subjectivität aufgenommene Objectivität, von der Subjectivität mit ideeller Berechtigung hingestellt.“

Damit war das Gespräch zu Ende, und der unglückliche Sem hatte nun eine Erklärung erhalten: die große fremde Münze in ebenso fremdes kleines Geld gewechselt bekommen.

Dieses Wort wurde zuletzt zu einem heimlichen Verbrechen, einem geheimen Kummer oder einer geheimen Liebe oder Allem zusammen, womit er sich umherschleppte. Mit der solchen Leuten eigenen Hartnäckigkeit suchte er nun aus sich selbst die Erklärung herauszubekommen, konnte sie aber nicht hervorzwingen. Seine Mittel erlaubten es ihm nicht, andere Bücher zu kaufen, als die höchst nothwendigen, und er war daher genöthigt, in einer von den Lesegesellschaften der Studenten zu lesen. Hier wagte er nie, um den Schlüssel zu dem Schranke zu bitten, in welchem das Conversationslexicon hinter einem Gitter aus Eisendraht stand, aus Furcht, daß man es sehen und ihn auf der That in seinem Suchen nach „Doctrinair“ ertappen möchte. Er besorgte sogar, daß man die verstohlenen Blicke auffangen könne, welche er wider seinen Willen auf den Buchstaben D auf dem Rücken

des Lexicons warf, jedes Mal, wenn er an demselben vorbeiging.

Seine Sehnsucht wurde indeß so stark, so unüberwindlich stark, daß er mit vieler Mühe zwei Mark zusammensparte und sie eines Morgens ganz früh dem Diener im Lesezimmer gab, indem er ihn um den Schlüssel zum Schranke bat und hinzusetzte:

„Hier sind zwei Mark, sagen Sie es aber zu Niemandem.“

Er hielt den Band mit D in der Hand! Er schlug in bebender Eile nach und verschlang eben so schnell die Erklärung von den französischen Staatsmännern Collard, Broglie, Guizot u. s. w., welche eine auf Vernunft begründete Politik der Willkürlichkeitspolitik entgegensetzen wollten. Nach Verlauf einer halben Stunde kam einer von den Candidaten, und der Diener sagte gleich zu ihm:

„Ich kann nicht begreifen, was Herrn Sem angewandelt ist, er gab mir zwei Mark, um den Schlüssel zum Schranke leihen zn dürfen. Hat nicht ein jedes Mitglied das Recht, die Bücher im Schranke zu lesen?“

Der Candidat ahnte sogleich die Ursache und beschloß, daß Sem doch nicht so leichten Kaufes wegkommen sollte. „Er kommt diesen Nachmittag,“ sagte er bei sich selbst.

Sem kam am Nachmittage ganz richtig zu Borch's Vorlesung und schritt mit einem Ausdrucke im Gesichte einher, daß man sehen konnte, welchen unbarmherzigen Triumph er zu feiern gedachte.

Aber gerade, als er zur Thür hereingetreten war, sagte man wie im Laufe des Gespräches:

„Ich wundere mich übrigens darüber, daß die französischen Doctrinairs so plötzlich haben zum Pelagianismus übergehen können; sie hören doch principmäßig am nächsten unter den jacobinischen Christen zu Hause.“

„Ja,“ wurde geantwortet, „aber sie bilden nicht nur eine kirchliche, sondern auch eine politische Partei und mußten als eine solche die Monotheleten vorziehen.“

Sem wich zurück, wie ein Geist um Mitternacht, wenn man das Zeichen des Kreuzes macht. Er hielt das, was er hörte, für wissenschaftliche Sätze, und hatte daher doppelte Mühe, sich darin zurecht zu finden. Es war ihm nicht bloß der Triumph aus den Händen gerissen, sondern er war in noch schrecklichere Ungewißheit versetzt. Es lief ihm rund vor den Augen; er war nahe daran, vor Zorn und Wißbegierde zu verzweifeln. In dieser Noth beschloß er, gegen Otto zu beichten, und eilte nach dessen Wohnung, traf ihn aber nicht zu Hause, obgleich er mehrere Male wieder kam. Auch dieses sollte fehlschlagen; zu dem Unbegreiflichen

sollte noch das Unwahrscheinliche, daß Otto zur bestimmten Zeit nicht zu Hause war, hinzukommen! Er lief in dem rauhen Frühlingswetter auf den Straßen umher, seine dünne Kleidung wurde ganz durchnäßt, und er kam endlich mit erhitztem Kopfe und zitternden Gliedern nach Hause. In der folgenden Nacht phantasirte er, machte einen erschrecklichen Lärm, und der starke Mensch prügelte seinen Hauswirth, welcher ihn beruhigen wollte. Darauf ließ der Hauswirth ihn als einen Wahnsinnigen nach dem Hospitale bringen.

Hier erfuhr man bald den ganzen Zusammenhang der Sache, und der Oberarzt curirte ihn in einigen Tagen, indem er ihm eine spanische Fliege setzte, sich selbst ihm als Doctrinair vorstellte und ihm glimpflich davon beibrachte.

Es hatte indeß ziemlich viel Unwillen und Mitgefühl erregt, daß die Geschichte mit Sem eine solche Wendung genommen hatte. Man dachte daran, wie er durch Feuer und Wasser ging, wie kümmerlich er es hatte, wie dienstfertig er war, kurz, man sah nur Sem in dem günstigsten Lichte. Carlsen faßte die Idee, daß man ihn zu einem kleinen Schmauß einladen sollte — vielleicht mehr des Schmauses als Sems halber — fand Theilnehmer, und er begab sich zu Sem, um ihn einzuladen. Er gab sein Mitleid zu erkennen und fragte, wie es ihm ginge.

„Danke, gut," antwortete Sem, und setzte mit ungläubigem Blicke die Worte aus dem Katechismus hinzu: „Obgleich irdische Noth die Menschen trifft, weil sie Sünder sind, müssen wir dennoch nicht glauben, daß derjenige, welcher am meisten hier auf Erden leiden muß, auch der Sündhafteste sei, denn erst in einem künftigen Leben wird sich Gottes Gerechtigkeit vollkommen offenbaren."

„Das ist sehr wahr," sagte Carlsen; „aber es gibt auch Gerechtigkeit in diesem Leben."

„Nicht viel," antwortete Sem.

„Nun, ich will Ihnen gleich einen Beweis davon geben. Einige von uns Studenten beabsichtigen einen kleinen Schmaus zu geben und ersuchen Sie, als Gast mit unter Ihren Commilitonen zu sein. Das war es, was mich hierher führte."

„Darin liegt viel Gerechtigkeit!" sagte Sem nachdenklich, und fügte hinzu: „Gratias tibi ago. Veniendum est ... oder meinen Sie, daß dieses zu kühn sein würde, und man lieber das futurum activum gebrauchen solle?"

„Ich meine, mein guter Sem, daß das passive Futurum wohl am besten sein wird, nachdem das passive Präteritum ohne Nutzen gewesen ist."

„Nicht ohne Nutzen, mein guter Carlsen, nicht

ohne Nutzen, das kann aber hier nicht angewendet werden."

„Es ist verloren, Sem."

„Ja, es ist verloren, wenn man es falsch anwendet; wie kann aber ein alter Lateiner, wie Sie ..."

„Adieu, Sem; vergessen Sie nicht, daß es morgen Abend um sieben Uhr ist."

„Nein, venturus sum. In welcher Veranlassung ist aber der Schmaus?" rief er Carlsen nach, als dieser die Treppe hinunterging.

„Zum Besten eines Unheilbaren!" rief dieser hinauf.

„Oh, Herr Gott, der Arme!" sagte Sem und ging in seine Bodenkammer.

Man war in Ungewißheit gewesen, auf welche Weise man Sem beim Schmause behandeln solle, „damit er nicht zu übermüthig werde"; er ersparte aber Allen das Kopfzerbrechen. Er kam mit einem Leichenbittergesichte, verneigte sich langsam und tief gegen Jeden, drückte einem Jeden still und kräftig die Hand und fragte endlich:

„Wo ist der arme Mensch, dem der Schmaus gegeben wird? Er soll wohl nach den warmen Ländern?"

Man sah sich einander an und biß sich auf die Lippen.

„Oder soll es eine Art Leichenmahl sein?“ fragte Sem.

„Oh nein, Alles ist ja gut und wohl!“

„Ist es das?“ sagte Sem und stieß einen erleichternden Seufzer aus. „Carlsen sagte, es sei für einen Unheilbaren; er ist aber ja ein großer Strick.“

Unter schallendem Gelächter setzte man sich zu Tische, und Sem, welcher in seinen Manieren der bescheidenste Mensch von der Welt war, wartete, bis sich Alle gesetzt hatten, bevor er Platz nahm.

Man wollte natürlich nicht von wissenschaftlichen Gegenständen sprechen und fing daher an, von Weinen zu sprechen; beinahe Alle sind ja Kenner.

„Auf Wein,“ sagte Sem mit seinem starken Dialekt, „verstehe ich mich nicht. Ich war zu Hause gewohnt, des Morgens und des Abends einen Schnaps zu trinken; seit ich aber auf der Universität bin, thue ich es nicht mehr, weil ich es nicht bestreiten kann. Wenn ich einen Schnaps bekommen kann, sollen Sie Dank haben.“

„Bekamen Sie nie Wein auf dem Seminar?“ fragte Einer.

„Oh ja, beim Examen, wenn der Bischof kam,

erhielten wir Schat Margo oder Schat Lafit; das war aber sauer, das Zeug.“

„So haben Sie nie einen Hieb gehabt, Sem?“

„Ja, aufrichtig gesagt, ein Mal,“ sagte Sem, und schlug halb stolz; halb beschämt die Augen nieder.

„Wenn war das? Wie sind Sie, wenn Sie angetrunken sind? Sind Sie poetisch?“

„Nein,“ sagte Sem, „es ist garstig, wenn man betrunken ist. Man sagte, ich hätte Alles durcheinander gesprochen und man hätte keinen Sinn aus meinen Worten herausbringen können.“

„Das war doch merkwürdig ... Gesundheit, Sem!“

„Nein, danke, Sie wollen mich anführen! Ich bin nicht so dumm, daß ich wieder anlaufe.“

„Oh, Sie können doch einen kleinen Rum probiren,“ sagte sein Nebenmann.

„Nein, ich muß Ihnen danken; ich bin sobrius. Nemo saltat sobrius.“

„Est haec non nata, sed scripta lex,“ bemerkte Carlsen.

„Nein,“ unterbrach ihn Sem, welcher die Versetzung nicht verstand, „es steht in der Syntax: Est haec non scripta, sed nata lex, quam non didicimus, accepimus, legimus, sed a natura ipsa arripuimus, hausimus, expressimus, ad quam non doct —“

„—i, sed facti sumus,“ sagte der Nebenmann rasch; das Citat war aber für Sem verfehlt.

Inzwischen hatte Carlsen angefangen, eine Frauenzimmergeschichte zu erzählen, und Sem fing an, mit großer Aufmerksamkeit zuzuhören. Er verstand indeß die Kunstausdrücke nicht und hörte der ziemlich schlüpfrigen Erzählung und den Fragen und Unterbrechungen dazwischen mit dem unschuldigsten Sinne zu. Es war seiner Natur zuwider, den Zuhörer zu spielen, und er nahm daher das Wort, während die Gesellschaft plötzlich die größte Stille beobachtete.

„Ja,“ sagte er, „Niemand kann das Weib genug preisen, wenn sie gleich, wie die Schlange, oft einen schönen Balg hat und heimtückisch ist. Unser Seminarvorsteher, der Priester, hatte ein solches herrliches Weib. Sie war schön gewachsen, von hohem Wuchse, hatte die niedlichsten Hände, Haare wie Flachs, aber fein wie Seide, nette Manieren, so daß sie alle Menschen für sich einnahm, Augen wie Vergißmeinnicht und Wangen wie Milch und Blut, recht ein ergötzliches und niedliches Geschöpf anzusehen. Sie war rasch in und außer dem Hause, und ich kann mich erinnern, als wir Schweine schlachteten und sie ausgeschrieen hatten und sie weiß und abgebrüht auf den langen Tischen im Hofe lagen — denn es ist eine schöne Zeit ...“

„Nun, Sem," unterbrach ihn ein junger Fant, dem die Geschichte zu lang wurde, „war sie schlau? waren Sie gut Freund mit ihr?"

Sem fuhr bei dieser unerwarteten Frage hoch vom Stuhle auf.

„Oh nein," sagte er; „behüte der Himmel! Oh nein! „Denn das sollt ihr wissen, daß kein Hurer, oder Unreiner, oder Geiziger (welcher ist ein Götzendiener) Erbe hat an dem Reiche Christi und Gottes. Epheser 5, 5." — Oh nein! „Die Weiber seien unterthan den Männern, als dem Herrn. Ephes. 5, 22." Oh nein! oh nein!"

Er blieb bei „Oh nein!" zu sagen; bei jeder Wiederholung veränderte sich aber seine Stimme und nahm einen drohenden Ton an. Endlich schlug er auf den Tisch, daß die Teller, Gläser und Flaschen hoch aufsprangen, stand auf und rief:

„Nun sollst Du Schläge bekommen, mein Junge!"

„Sem! Sem! was ist das für ein Unsinn!" rief man und trat ihm in den Weg.

„Bei Seite," sagte er und warf ein Paar mit seinen langen Armen um; „geht bei Seite! es soll gleich überstanden sein."

Paulsen hatte einen Stuhl gepackt und rief:

„Kommt nur her, ich schlage Sie zu einem Mitglied des Armenwesens."

„Paulsen, halte den Mund ... Sem, beherrschen Sie sich; wollen Sie der Universität die Schande anthun, daß an einem öffentlichen Orte eine Prügelei zwischen Studenten stattfindet? — Paulsen, setze den Stuhl hin!“

„Er soll aber um Verzeihung bitten,“ sagte Sem.

„Nichts weiter; ein unbekanntes Frauenzimmer kann ich gern um Verzeihung bitten,“ sagte Paulsen und warf den Stuhl hin.

„Frauenzimmer? Sagtest Du Frauenzimmer, unbekanntes Frauenzimmer?“ schrie Sem. „Nein, nun will ich Euch alle eher zu Schanden schlagen, ehe er frei davon kommt, sie richtig um Verzeihung zu bitten!“

„Aber Sem! wie soll er sie denn richtig um Verzeihung bitten? Sei doch manierlich, Sem!“

„Haundrup!“ sagte Otto, „sei vernünftig!“

„Ja, Haundrup, das ist mein rechter, christlicher Name. Gehe Du bei Seite, Otto Kroyer, Dir möchte ich ungern etwas zu Leide thun.“

„Was soll er denn sagen, Sem oder Haundrup?“

„Er soll sagen: Ich bitte die wohlgeachtete, ehrbare, tugendhafte Frau demüthig um Verzeihung.“

Dieses wurde als ein glücklicher Ausweg angesehen, weil die Worte etwas Komisches an sich hatten, obgleich Alle deutlich genug den Ernst derselben fühlten.

Paulsen saß eine kurze Zeit und besann sich, ward aber von der Stille, welche sich nicht ausfüllen ließ, niedergedrückt, stand auf und nahm Abschied. Man machte einige schwache Versuche, ihn zurückzuhalten, sah es aber doch den Umständen nach am liebsten, daß er sich entfernte.

Sem sagte:

„Wenn ich etwas Unehrliches begangen habe, so bitte ich sämmtliche Anwesende um Verzeihung.“

„Sie haben nichts gethan, weßhalb Sie um Verzeihung bitten sollten.“

„War ich nicht ein wenig grob?“

„Ja, aber Sie hatten Recht.“

„Nicht wahr, hatte ich nicht?“ sagte Sem mit einem himmlischen Gefühle von Stolz.

„Seht,“ sagte Schiött, „das kömmt davon, wenn man zu Anfang der Mahlzeit den Grazien nicht ein Trankopfer bringt und der rohen Unmittelbarkeit nicht ein favete linguis bietet. Man hätte dieselbe Frage auf eine honettere Weise an Sie richten können, Herr Sem, und Sie würden als gebildeter Mann nicht böse darüber geworden sein.“

„Das räume ich ein,“ sagte Sem.

„Ich möchte eher sagen, das kömmt von dem lockeren und faden Wesen, welches mit Worten, Gedanken, Gefühlen und bisweilen mit der ganzen Person-

lichkeit getrieben wird," sagte ein juristischer Candidat Held, ein kräftig gebauter junger Mann, mit einem klugen und scharfsinnigen Ausdrucke in den blauen Augen. Er sagte dieses auf eine eigenthümliche, juristische Weise, wie eine Einlage in eine Sache, welche ihn in dem Augenblicke ansprach.

„Nun, es kann ja nicht anders sein, wenn das Beispiel in corpore gegeben wird," sagte ein theologischer Candidat Bregning.

„Was wollen Sie damit sagen? Lauter! Laßt uns hören!" rief man.

„Ich will damit sagen," fuhr Bregning fort, „daß z. B. in unsern dramatischen Darstellungen, Possen, Schauspielen, Scenen eingelegt werden und eine Sprache gesprochen wird, welche nicht nur keck, sondern obscön, obgleich unstreitbar oft unterhaltend und witzig sind."

„Nun ja," rief Carlsen, „warum sollten Mannspersonen sich geniren, wenn keine Damen zugegen sind. Es sind dort alte, ernste Männer beisammen, ohne Aergerniß daran zu nehmen."

„Warum Mannspersonen sich geniren sollten? Es wäre ja widersinnig, wenn man annehmen wollte, daß irgend ein keuscher junger Mann sich da befände. Sobald wir Artium erhalten haben, sind wir alle erfahrene Männer, ja vielleicht schon früher!"

„Ja, wenn dies der Fall ist, so fällt ja die ganze Klage fort,“ bemerkte Carlsen.

„Dabei,“ fuhr Bregning fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten, „ist es gar nicht ungewöhnlich, daß man dasselbe am folgenden Tage vor Damen aufführt; man hat nur die Brillanten herausgenommen; indeß weiß Jeder recht gut, wo sie gesessen haben und erinnert sich derselben — neben seinen Damen, wenn die Stelle kömmt. Es ist eben so gut, als wollte man sie in einem Saale, wo man vorher mit Huren getanzt hat, zum Tanze führen! Und dann wagt man noch von der Achtung für Damen zu sprechen!“

Schiött sagte: „Diese Anschauung hat in ästhetischer Beziehung etwas für sich; man könnte aber einwenden, daß dann auch Viele nicht mit ihren Damen längs der Oestergade gehen könnten ....“

„Wer sagt denn aber eigentlich,“ rief Held, „daß sie am Abend auf der Oestergade gehen sollen?“

„Nun, Held, Sie wollen ja rein die menschlichen Verhältnisse umstürzen!“ sagte Einer mit Ironie über sich selbst und die Anderen, und man lachte selbstironisch.

„Ja,“ sagte Schiött, „darauf könnte man erwidern, daß wirkliche Damen, Diejenigen, welche man gute Frauen nennt, eine Macht besitzen, welche Dämonen bezwingt. Wenn man sich ihnen nähert, schüttelt die Erinnerung erst ihren Mantel.“

„Sollte das viel mehr als eine Redensart sein? Das sagt man, um sie sicher zu machen oder um romantische Gaukelbilder zu haben, mit denen man spielen kann! Es giebt natürlich noch gute Frauen, aber hier ist die Rede von jungen Männern und ihrem Tone dem weiblichen Geschlechte gegenüber, und es ist klar, daß durch die hier angedeuteten Sachen die Achtung der männlichen Jugend für die Frauen verringert wird, und daß sowohl die männliche als die weibliche Jugend darunter leiden muß.“

„Man weiß, wie weit man bei jungen Mädchen von guter Familie gehen darf,“ sagte Milner, der Herr mit der brodirten Weste.

„Höre, Held,“ rief Helzen von seinem fernen Platze her; „wollen Sie Holberg in den Bann thun?“

„Nun wollen Sie mich in einem Vernunftschlusse fangen, lieber Helzen! Aber es mag sein. Nein, ich will Holberg nicht in den Bann thun.“

„Und gesetzt nun, es würde Jemand sich erdreisten und Holberg verbieten oder verwerfen?“ rief Bregning, „welche Todsünde würde darin liegen? Sie führen Holberg ja mit einer solchen Religiosität an, daß man glauben sollte, daß, wenn die Bibel gegen Holberg stritte, sie verworfen werden müßte, anstatt ...“

„Anstatt?“ fragte Helzen.

„Anstatt, daß ... seht mich nur so listig an ...

anstatt daß Dasjenige, was der Bibel entgegen ist, verworfen werden sollte!“

„Dachte ich mir es nicht! O, großer Kalif, Beherrscher der Gläubigen! Verbrenne alle Bücher, die Bibel ausgenommen! Laß die Badstuben Hüllestedts mit der Universitäts=Bibliothek, und die Bastion Rüssensteen mit der großen königlichen heizen!“

„Sie sind so ausnehmend witzig, Bregning. Aber,“ fuhr er fort, „da nun einmal die Rede darauf gekommen ist, will ich die Folgerungen aus meinem Bedenken entgegennehmen, ich wünschte wohl Vorbeugungsmittel gegen die sinnlichen Seufzer der lyrischen Dichter, die halbentblößten Frauengestalten der Maler, das leichte Lächeln, womit man in Gesellschaft Hof= und Stadtneuigkeiten commentirt. Dieses gehört Alles zusammen zu einer guten Erziehung, und bleibt noch etwas Duft im Gemüthe zurück, so kommen die plumpen Worte und treiben ihn fort, besudeln die Ohren und benehmen der Zunge die Schaamhaftigkeit.“

„Tod und Teufel, Sie wollen uns Alle zu Herrnhutern machen!“ riefen mehrere Stimmen.

„Die Seufzer der lyrischen Dichter sollen mit Beschlag belegt werden!“ setzte Helzen hinzu.

„Ich will eine allgemeine Schaamhaftigkeit anerkannt wissen,“ sagte Bregning.

„Es ist wahr," bemerkte Milner, „man muß les dehors conserviren."

„Da hören Sie die Schaamhaftigkeit selbst," sagte Schiött.

Bregning antwortete: „Ich ermüde, weil ich weiß, daß ich nur mit einzelnen Lüftchen streite, während die ganze Atmosphäre unchristlich und unrein ist."

„Das will also, kurz gefaßt und in deutliche Worte übersetzt, nichts Anderes sagen" — bemerkte Schiött — „als daß Sie wissen, daß wir in der Zeit nach dem Sündenfalle oder der Sage vom Sündenfalle leben."

„Ja, und vielleicht vor der Sündfluth oder, verzeihen Sie, vor der Sage von der Sündfluth."

Ein Mediciner, welcher bisher still geschwiegen hatte, sagte mit einem Achselzucken: „Welches Wesen doch von der Sache gemacht wird! Würde man ein wenig vom Leben kennen, wie es wirklich ist, so würde man die vielen Worte sparen und nur an das Gesunde und Natürliche denken und dafür dankbar sein."

Gleichzeitig ertönte Sems helle Stimme: „Die Sünde ist kommen durch einen Menschen in die Welt, und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, dieweil sie alle gesündiget haben. Römer 5, Vers 12."

„Es ist wahr, Herr Sem," sagte Schiött, indem

er hinüberreichte und Sem's Glas vollschenkte; „die Menschen sind nicht so gut, als sie sein sollten."

„Das sind sie nicht!" antwortete Sem und setzte gegen seinen Nebenmann hinzu: „Was für ein seltener Mensch dieser Herr Schiött doch ist!"

„Ja, der Tod ist der Sünde Lohn!" sagte Bregning heftig und begann in seinem Eifer, von der Vergebung der Sünde durch den Glauben, dem Mangel der Zeit am Glauben und der daraus folgenden ewigen Verdammniß zu sprechen.

„Das ist ja fürchterlich," sagte Helzen; „was meinen Sie, Herr Schiött?"

„Ich? Ich nehme an, daß Herr Bregning vollkommen Recht hat. Moliere sagt selbst:

Baiser ainsi la main et chatouiller le coeur
Est un péché mortel des plus gros qu'il se fasse.

„Dürfen wir nicht der allgemeinen Erbauung halber um eine Uebersetzung bitten?"

„Ja: Die Hand der Damen zu küssen und das Herz der Mädchen zu kitzeln, ist eine der größten Todsünden, welche man begehen kann."

„Sagt Moliere das wirklich?" fragte Carlsen reuig.

„Ja, oder was auf Eins hinausläuft, er legt diese Worte einem ehrwürdigen Greise in den Mund."

„Mein Gott, sagt er das? Was sagt er aber denn von den Mädchen?“

„Er theilt die Meinung des Herrn Bregning. Ein etwas eifersüchtiger, dabei aber höchst achtungswerther Mann sagt ausdrücklich:

Qu'il est aux enfers de chaudières bouillantes,
Où l'on plonge à jamais les femmes mal vivantes.

Das will sagen: „In der Hölle stehen große Kessel, in denen man ewig die schönen Sünderinnen kocht.“

„Uh!“ sagte Carlsen jammernd, Helzen weinte laut, und Mehrere trockneten sich die Augen.

„Und für ewig?“ fragte Carlsen in demselben Tone.

„Ja,“ antwortete Schiött, „für ewig oder Medicin gegen einen Liebesrausch. Und,“ fuhr er fort, „der ganze Theil der Erde, welcher südlich vom Balkangebirge liegt, ist von lauter solchen Höllen-Candidaten bewohnt. Denkt einmal, wenn so ein Pascha von drei Roßschweifen mit seinem Harem von Circassierinnen, Georgierinnen u. s. w. angestiegen kommt, welcher Leckerbissen es für denjenigen Teufel sein muß, welcher dieses Departement unter sich hat.“

Bregning suchte vergebens nach einem Auswege, um aus der ihn umgebenden Ironie herauszukommen.

Um ihm einigermaßen behülflich zu sein, übernahm Held es, die Sache von einer andern Seite zu beleuch-

ten, und sagte: „Sie müssen doch etwas nachlassen, Bregning, denn es ist ja nicht zu leugnen, daß einer und derselbe Moralitätsfehler in den Augen der allgemeinen Meinung höchst verschieden für den Mann und für die Frau ist.“

„Das ist wahr,“ sagte Bregning.

„Aber können Sie erklären, woran das liegt, und was Richtiges und Verkehrtes daran ist?“ fragte Schiött.

„Können Sie es?“

„Vielleicht.“

„Bravo! Schiött hat das Wort!“ rief man, und es trat eine allgemeine Stille ein.

Milner hatte, als die Discussion anfing hitzig zu werden, Champagner bestellt. „Dieser kam nun, und es sah beinahe feierlich aus, als die Gläser unter tiefem Stillschweigen vollgeschenkt wurden.

„Dieses Glas mit weiß perlendem, feurigem, süß duftendem Weine sei dem Weibe gewidmet!“ sagte Schiött. „Ist er nicht wie eine fürstliche Braut anzusehen, gerade und schlank, weiß wie Schnee, mit stiller, begeisternder, unter dem Schnee verborgener Wärme? Hört Ihr nicht den Atlas rascheln? — Dem Weibe!“

„Aechter Cliquot,“ sagte Milner, indem er das leere Glas hinsetzte.

„Schiött hat das Wort!“ rief Carlsen.

„Wohlan denn," hub Schiött an, „die Gelehrten nehmen an, daß das, was dem Manne Ideal, dem Weibe Natur ist. Das Weib ist in gewissen Momenten vollkommener als der Mann. Bei ihrem Anblicke fragt man nicht nach Namen, Stand oder Herkunft; sie ist sie selbst, das Weib, und schließt alles Wesentliche, die Jungfrau, die Geliebte, Frau, Mutter in sich. Lasset dagegen einen Mann vortreten, und sei er noch so ausgezeichnet — je mehr er sich auszeichnet, je mehr wird man fragen: Wodurch? Sein Wesen liegt in Etwas, was nicht nur in ihm selbst, sondern auch in Etwas außer ihm, im Allgemeinen ist. In dieser plastischen Einheit, welche das Weib bezeichnet und hervorhebt, besteht ihre Vollkommenheit, aber zugleich auch ihre Schwäche oder Begränzung. Fällt sie aus ihrer Weiblichkeit, so fällt sie aus ihrer Natur und von ihrem Ideale ab. Die Bestimmung des Mannes ist es aber, eine Menge Aufgaben, sowohl wissenschaftliche und sociale, als moralische und philosophische, durch Zweifel und Kampf zu lösen. Bei ihm ist das Ideal von der Kunst getrennt, er taucht nieder, kömmt wieder auf und sieht den leitenden Stern, das Geistige, welches ihn von der Rohheit befreit. Das Weib, welches ihren Stern in ihrem Wesen trägt, verlöscht denselben in ihrem Falle oder fügt ihm denselben Schaden bei, wie sich selbst; ihr Ideal wird kleiner, je geringer

sie selbst wird. Ein junger Student begegnet einer Grisette und sie begleitet ihn nach Hause. Sie treffen sich öfter, sie trennen sich; sie begleitet Andere nach Hause und Andere gehen mit ihm; aber während ...“

Bregning unterbrach ihn: „Es steht geschrieben ...“

„Lassen Sie es stehen, Herr Bregning; es steht über die Maßen gut ... während sie solche Wege geht, und zuletzt ein armes, altes Nähmädchen wird, welche Niemand länger „das Vergnügen zu begleiten“ haben will, ist er Candidat, Lector, Professor, Departementschef, Minister geworden. Wenn er dann einmal mit vollkommener Aufrichtigkeit eine hochmoralische Rede über Politik, Oeconomie, Moralität und Volksglück zur allgemeinen Bewunderung seiner zahlreichen Zuhörer gehalten hat und darauf in seiner Carosse nach Hause fährt, steht sie unter der Menge auf der Straße, und staunt bewundernd seinen lackirten Wagen und seinen brodirten Diener an. Er hat seine „Sünden“ vergessen, sie abgeschüttelt, sie hat dieselben behalten, er kann mit der Macht zu lösen und zu binden, unter Prälaten auftreten, sie wird, wenn es hochkommt, Trost in einer formellen Religion suchen; wenn sie alt wird, lies't sie die Psalmen, welche ihr David gedichtet hat. Seht, das ist der Unterschied; er dichtet religiöse, moralische Poesie, sie singt dieselbe nach, kommt aber

nie in den Zustand der Idealität zurück, wleche er gewissermaßen nie verließ, weil sie außer ihm lag. — Es lassen sich bestimmte Beispiele anführen," fuhr Schiött nach einer Pause fort. „Da ist der große Raphael Sanzio, welcher ausschweifend in der Liebe war und gleichzeitig seine himmlischen Madonnen malte, und ferner will ich den wirklichen Staatsmann, den österreichischen Ritter Prokesch von Osten, nennen, welcher in einem seiner Gedichte sagt:

„Breit', o Vergessen, Deinen Schleier
Ueber die dunkleren Lebenstage,
Die Tage, die mir Leichtsinn und stürmend Blut
Mit Wolken füllte; hülle sie freundlich zu.
Führ' die Gestalten meiner Fehler
Abseits, daß ich ihr Klaggestöhne
Und ihrer Forderung traurigen Ruf nicht hör'!
Denk', daß ich gut war, war, und noch immer bin,
Denn, was an Sünden ich gesäet,
Nicht aus dem Herzen war's entsprossen."

„Das waren doch schöne Worte," sagte Bregning sanft und wiederholte gedankenvoll die beiden letzten Verse.

„Ja," sagte Schiött mit schneidender Ironie, „das findet man so ausnehmend schön und moralisch. Der junge Bursche ist ein respectabler Mann, Ritter und Minister geworden und hat Absolution von unserm würdigen Seelsorger, dem Herrn Bregning, erhalten.

Die Schlachtopfer, von denen er spricht — ja, das war schlimm, das ist aber einmal der Weltlauf, das gehört nun einmal zu dem Zustande der menschlichen Gesellschaft, welchen Herr Bregning, übrigens gerade in diesem Augenblicke, bekämpfte. Dagegen findet man es höchst unmoralisch, wenn man von der Agnes bei Woltmann lies't; denn sie war so erzogen, hatte die Weiblichkeit auf solche Weise bewahrt und entwickelt, daß sie den, welchen sie liebte, nicht von der Ehe sprechen hören wollte, sondern die Schönheit der freien Liebe forderte, weil sie von sich selbst wußte, daß sie weder ihrer Liebe untreu werden konnte, noch daß der, welchen sie liebte und beglückte, ihr untreu werden und sie mit ihrem Klaggestöhne und ihrer Forderung traurigen Ruf laufen lassen konnte. Dieses Selbstbewußtsein der Schönheit und Liebe ist die eigentliche Weiblichkeit; sie hält besser Stand als alle Theologie, obgleich oder weil sie an ihre eigene Kraft und Stärke glaubt. Erzieht die Mädchen so „unchristlich“, daß sie glücklich werden, statt Glück zu machen, daß sie die Idealität ihrer Natur behalten und nicht ihr Ideal in die Erfüllung von Formen setzen, daß sie dieselbe in ihrem eigenen Bewußtsein tragen und nicht in Rücksicht auf Krämer, Grossirer, Justizräthe mit dem Anhange von Madames, Frauen und Fräulein ... Auf die meisten von ihnen üben ja diese werthlosen Rücksichten eine solche

Macht aus, daß schon Manche bei dem Verluste ihres „guten Rufs“ sich selbst verloren gegeben, und das Goldstück weggeworfen hat, weil es verdächtig geworden war, während Andere noch so stolz lächelnd durch die Welt schreiten, obgleich sie nichts behalten haben, als den guten Ruf oder das äußere Ansehen, welches an seine Stelle treten kann. Oeffnet doch lieber ihre Augen für Schönheit unb Liebe, daß ...“

„Daß sie gleich blind in die Hölle rennen,“ sagte Bregning.

„Hölle,“ sagte Schiött. „Ja, wenn es eine Hölle giebt, so senden die gesellschaftlichen Verhältnisse eine schreckliche Menge Frauenzimmer in dieselbe. Eine Menge, der Himmel weiß, wie viele, welche ohne Liebe oder mit einer anderen Liebe im Herzen ihre Persönlichkeit an einen Mann weggeworfen haben, bloß weil die formelle Seite der Sache, die Trauung, beobachtet wurde — und manche Andere, welche das Aufgebot oder den Königsbrief versäumten, daher das Zutrauen zu sich selbst, der Liebe und der Idee verloren und auf ... die Östergade gingen. Weßhalb enden die sogenannten Verführungsgeschichten im Allgemeinen so unglücklich? Weil sie eine Frucht des: „Ich will, nein, ich will nicht“ sind, weil auf der einen Seite keine Dreistigkeit, auf der andern Seite keine Dankbarkeit für

etwas freudig Gegebenes ist und über das Ganze Unsicherheit, Furcht, Besorgnisse u. s. w. schweben.“

„Wir sind Alle verliebter Natur“,

sagt der große und weise Hafiz, und Oehlenschläger läßt den alten Schlingel Noureddin sagen:

„In spätern Jahren suchte man mich zu verführen,
Daß mit den Frauen ich ein wenig tändeln sollte,
Doch dazu war ich allzu züchtig.“

„Es redet zu uns aus der Natur, es zirpt des Frühjahrs im Grase, es wird von den Vögeln gesungen, ja, es duftet uns zu von dem Musselin, dem Handschuh, den eines Weibes Hand berührt hat, und am verrätherischsten seufzet es unter der Schnürbrust hervor. Es handelt sich nicht darum, zu sagen: Thue Dieses nicht, thue Jenes nicht! sondern: Thue, was Du willst, mit Schönheit und Achtung für den Gott! — Es handelt sich darum, die Natur zu idealisiren.“

„Oder das Ideal zu naturalisiren,“ sagte Bregning. Diese treffende Bemerkung hatte er mechanisch, als eine Versetzung der Worte Schiött's und beinahe ohne daß er selbst die tiefe Bedeutung derselben merkte, geäußert; denn auch er war jung und von Schiött's Rede ergriffen.

„Hört, guter Bregning,“ sagte Schiött, „es giebt viele Arten von Menschen. Sie gehören, nach Ihren Worten zu schließen, zu denjenigen, von welchen man

nicht weiß, wie es in ihrem Inneren steht, wie sie das Leben mit ihrer Rede im Einklang bringen, was sie sich selbst sind. Für Andere sind sie äußerst wenig. Sie führen die Jugend vor die Fluth des Lebens, und heißen sie mit der Bibel unter dem Arme trocknen Fußes hinübergehen; wird sie naß oder ertrinkt sie, so waschen sie ihre Hände in Unschuld und sagen, sie hätten ihren Rath befolgen und trocken hinübergehen sollen. Als eine Folge dieser Methode tritt etwas Zerrissenes im Dasein an die Stelle der schönen, harmonischen Entwickelung der Menschennatur. Man erinnere sich der Worte Goethe's:

„Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie eh'mals
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.“

Bregning zog sich ganz in seine Verschanzungen zurück und sagte: „Ich will auf die wahre Liebe, welche ihr Glück in Gestalt der Ehe findet, hindeuten.“

Sem sagte die Worte aus dem Katechismus: „Das sechste Gebot ist erklärt: Wir sollen Gott fürchten und ehren, daß wir züchtig leben in Worten und Werken und daß ein Jeglicher sein Gemahl liebe und ehre.“

„Sie haben ein merkwürdig gutes Gedächtniß, Herr Sem,“ sagte Schiött.

Sem wurde ganz stumm, als ihm dieses Com=

pliment gemacht wurde und leerte sein Glas mit einem tiefen, dankbaren, hingebenden Blicke auf Schiött.

Es war indeß auf allen Gesichtern zu lesen, daß die Hindeutung Bregning's nicht lockte, daß Niemand daran glaubte, daß die Ehe die wahre, große, leidenschaftliche Liebe umschließe — oder man empfand eine unwillkürliche Antipathie gegen die Zeit, da man bescheinigen soll, daß man erhalten hat, was man zu fordern hat und damit zufrieden ist; gegen die Zeit, wo die Jugend zu Ende ist, das Individuum an Bedeutung verliert, und fühlt, daß es von einem kommenden Geschlechte abgelös't werden soll.

Nur Einer, ein Student Lind, machte eine Ausnahme. Er hatte Glauben zum Weibe — denn er war ganz im Geheimen verliebt; er liebte in einem Dasein, in welchem ein Blick, ein flüchtiger Händedruck, ein leise geflüstertes freundliches Wort hinreichen, für eine lange Zeit zu beglücken. Er wußte aber nicht gewiß, ob seine Geliebte nicht einmal an einen Anderen verheirathet werden könne, und bei dem Worte fuhr ein dunkler Schatten auch über sein Gesicht.

„Die Ehe," sagte Helzen, „ist das Grab der Liebe, das ist ein alter Satz. Die Ehe ist diejenige Institution, durch welche der Staat dem Mädchen behülflich ist, einen Mann festzuhalten."

„Das ist eine von den liebenswürdigen Paradoxen

des Herrn," sagte Held; „aber ein Schimmer von Wahrheit liegt doch darin. Ich glaube, man muß sich aus Vernunftrücksicht mit einem achtungswerthen und braven Mädchen aus guter Familie verheirathen. Sollte man das Glück oder Unglück haben, wirklich verliebt zu werden, poetisch über alles Kleinliche, was Einen im Leben umgiebt und woraus das Leben besteht, erhoben zu werden, so wäre es schrecklich, die Illusion verlieren zu sollen ..."

„O, würde man doch verliebt!" rief Carlsen; „fände man doch eines von den Mädchen, deren Schiött erwähnte; hätte man doch wie ein Schooßkind des Glückes das Glück, daß der Tod im rechten Augenblicke käme und Einen mit dem Schönsten im Arme den Göttern zuführte!"

Bregning sagte: „Es klingt so groß, mit einer Frau sterben zu wollen; doch welchen Wahnglauben an das Weib verräth es im Grunde nicht! Hat das Weib hier Niemand, welcher ein Wort zu ihrer Ehre sagt? — denn meine Worte bringen ja keine Wirkung hervor."

Lind erhob schweigend sein Glas, als ob er ihm einen Gruß sende, und dieses stille Mitwissen und das Bild, welches er sah, waren ihm hinreichend.

„Nun," sagte Schiött, „zu ihrer Ehre soll es gesagt sein, daß eine von den Frauen, deren ich erwähnt habe, kaum mit Herrn Carlsen davon gehen würde. —

Wahnglauben an die Frau hat man natürlich, wenn man sich an die Anschauung gewöhnt, daß man nur eine gewisse Stellung zu erreichen brauche, um seine männliche Existenz durch eine von den vielen Töchtern aus mehr oder minder guter Familie, welche dasitzen und warten, bis man fertig ist, vervollständigen zu können. Mit der Ehe kann man immer eine Frau erkaufen. Aber die Frauen, deren Selbstständigkeit und Freiheit nicht durch eine „gute Erziehung" erstickt ist, welche mit der Genialität der unverfälschten Weiblichkeit über ihr Dasein verfügen, sind nicht so leicht zu fangen; denn was sie verlangen, um sich hinzugeben, ist die personificirte Idee. Diese Bedeutung hat der Mann und die Liebe für sie. Das ganze Dasein der Frau funkelt von Ideen, von Vorstellungen des Großen, Schönen und Erhabenen; aber gleichwie sie bestimmt ist, in ihrem Schooße den Segen der Fruchtbarkeit aufzunehmen und unter ihrem Herzen eine neue Persönlichkeit zu tragen und zu entwickeln, eben so wird die Idee ihr erst anschaulich, wird erst recht von ihr erkannt, wenn sie in einer Persönlichkeit repräsentirt ist; dann ist ihr diese Persönlichkeit aber auch Alles, Alles, Alles, Herr Bregning. Als eine Folge des Dranges, das Ideal in einer mannhaften oder männlichen Persönlichkeit zu suchen, ist der Gott des Weibes derselbe mit dem, welchen der Mann sich denkt, sonst

würde das weibliche Geschlecht eine Göttin angebetet haben."

„Das war eine interessante Bemerkung," schob Bregning ein; „solchergestalt wäre der Umstand, daß Christus als ein Mann geboren wurde, aus einer schönen und edeln Eigenschaft des Weibes und nicht zu ihrer Demüthigung erklärt."

„Es freut mich, daß Sie meine Anschauungen dramatisch brauchbar finden," erwiderte Schiött; „nun kann ich vielleicht sogar noch die Ehre haben, in einer Predigt citirt zu werden."

„Und diese Gabe der Personificirung und dieser Drang," fuhr er fort, „durchströmt das ganze Dasein des Weibes; es ist aber recht lustig, daß die Damen trotz dieser ihrer Eigenschaft immer glauben, für Ideen begeistert zu sein, und man kann ihnen keine größere Freude machen, als wenn man Ideen ihrer Pflege anempfiehlt. Das Schöne, Erhabene, beinahe Rührende liegt dann darin, daß sie naiv fehlgreifen und sich selbst unbewußt nur die Idee in einer Persönlichkeit, in derem Vertheidiger oder Anhänger oder bloß in einem Namen vor sich haben, und mit Treue, Begeisterung die Person, den Namen vertheidigen, während sie glauben die Idee zu meinen. Das Lächerliche kömmt, wenn man diesen weiblichen Hang mißbraucht. Der kluge und berechnende Robespierre verschaffte während der franzö-

schen Revolution, den bürgerlichen Damen vorzugsweise Zutritt zu den Clubbtribünen. Es war eine Consequenz der Revolution: statt der adeligen Damen, welche dem Carrousel zugesehen hatten, kamen die bürgerlichen und hörten die Reden, während sie bürgerliche Strümpfe strickten. Die Revolution gewann dadurch ungemein; aber die guten Damen, welche für den hübschen Desmoulins, oder den riesenmäßigen Danton, oder den schön redenden Robespierre begeistert waren und ihr Interesse Freiheitsbegeisterung nannten, glaubten auch, daß Veto ein Mann sei, oder verstanden es nur, diesen Gedanken unter der Gestalt eines Mannes zu fassen, und bestanden darauf, daß Herr Veto guillotinirt werden solle, bis der nächste Repräsentant des Veto, der König, sein Haupt dazu hergeben mußte. — Es geht übrigens einer Menge von Männern eben so; sie sehen auch nur die Idee in einer Person oder einem Namen und laufen blind mit, sind dabei aber zugleich arrogant und nennen sich Männer. Man braucht ihnen nur Honig um den Bart zu schmieren und zu sagen: Ihr Männer! so gebehrden sie sich wie Weiber. Diese unmittelbaren Mannsleute, diese Weiber ohne Weiblichkeit bilden eine zahlreiche und vielartige Klasse."

„Sie vergessen Ihr Glas," sagte Milner, und schenkte Schiött's Glas voll.

„Erlauben Sie, daß ich es näher bezeichne! Sie waren es, welcher sich dessen am ersten erinnerte. — Aber, wie gesagt, diese Personificirung kann man bei dem Weibe durch eine Menge von Einzelnheiten verfolgen. So kann z. B. das Weib nicht kritisiren. Hat die Welt je einen weiblichen Kritiker gesehen? Sie versteht es nicht, weder in einem Werke noch in einer Persönlichkeit, auf eigene Hand zu sondern, zu loben, zu tadeln aus reiner Hinsicht zur Idee. Wenn ihre Kritik geweckt werden soll, muß ihr Gefühl Partei für oder gegen Etwas ergreifen, und dann wird sie gleich Anklägerin oder Lobrednerin. Daraus folgt aber auch, daß das Weib in einer gewissen Kritik, welche von einigen Männern auch Kritik genannt wird, der Medisance, unübertrefflich sein kann. Wenn das Weib die Schwächen ihres Nächsten auffassen will, liegt in ihrem Willen immer etwas Leidenschaftliches, sie ist mit ihrer ganzen Persönlichkeit, allen ihren Geistesgaben dabei; sie hat, wie die Fliege, Millionen Augen, sie sieht mit den Nerven, ja, sie sieht durch verschlossene Thüren. Und dabei hat sie die beneidenswerthe Gabe, mitten in der Leidenschaft der Kritik ihren Aplomb behalten zu können; ihre Worte sind wie Eis vom Nordpol, bei dessen Berührung man nicht weiß, ob es Frost oder Brand ist, aber Schmerz verursacht es. Sogar das einfache, ungebildete Weib hat bei vor-

fallender Gelegenheit die genialen dramatischen Gaben der Medisance. Ich hatte einmal ein Geschäft bei einer Dame, deren eheliche Verhältnisse einigem Zweifel unterworfen waren, und ging erst nach der Kellerfrau hinunter, um Auskunft einzuziehen. Ich gedachte so obenhin ihres Mannes. „Ihr Mann!“ sagte die Kellerfrau mit einem solchen Ausdrucke, daß ein ganzes Polizeiprotocoll mir keine genauere Auskunft hätte geben können.

„So wagten Sie wohl nicht hinauf zu gehen?“ sagte Helzen.

„Von meinem Muthe ist gegenwärtig nicht die Rede,“ erwiderte Schiött.

Bregning sagte: „Ich will mir auch erlauben, eine kleine Geschichte zum Besten zu geben und dieß in Veranlassung Desjenigen, was Sie vorhin von formeller Religion sagten. Vor einigen Jahren kam ich an einem Sonntag Vormittag in ein Haus hinauf, wo ich Jemand aufsuchen sollte, und wollte mich in der ersten Etage zurecht fragen. Ich klopfte, hörte ein schwaches „Herein!“ und als ich hereingekommen war, konnte ich instinktmäßig sogleich erkennen, wo ich mich befand. Sie saß und weinte, und diese Art Wesen haben ja keinen verschlossenen häuslichen Heerd, Jeder kann hineingehen, selbst wenn sie weinen, und Jeder kann mit ihnen reden, selbst wenn sie schweigen

wollen. Ich fragte, warum sie weine, und sie antwortete, das könne mir gleich sein, trocknete sich die Augen und suchte sich zu ermannen. Ich sprach aber freundlich mit ihr und so fragte sie denn: „Was ich denn eigentlich wolle!“ Ich erklärte ihr, daß ich gekommen wäre, um Jemand aufzusuchen, und daß ein ganz unparteiisches Interesse mich veranlaßt habe, sie zu fragen. Sie schien nur darüber befriedigt, daß sie Ruhe bekam und sich wieder in ihren Winkel setzen konnte. „Was fehlte Ihnen denn aber?“ fragte ich, und in meiner Stimme mußte wohl Etwas liegen, was ihr wohl that. Sie sagte: „Können Sie nicht hören, daß es zur Kirche läutet? nun gehen andere Menschen in die Kirche!“ — Ich wurde ganz perplex und verwirrt. „Haben Sie kein Gesangbuch hier?“ — Darauf stand sie auf und sagte mit einem so ängstlich-fragenden Ausdrucke, daß ich ihn nie vergessen werde: „Glauben Sie, daß ich im Gesangbuche lesen darf?“ — Wer hätte da das Herz haben können, zu verdammen?“

„Ich nicht,“ sagte Schiött, „ich habe ein gar zu weiches Herz. Aber sehen Sie, so steht des Weib, welches der Liebe untreu geworden ist, jeder Idee gegenüber. Würde einmal davon die Rede sein, daß dänische Mädchen siegreichen Kämpfern entgegengehen sollten, so würde sie sich nicht zu den dänischen Mädchen rechnen, wogegen manche Mannsperson, welche der

Liebe nicht treuer gewesen ist als sie, bei einer solchen Gelegenheit freudig mitgeht, ja vielleicht gar eine Bewillkommnungsrede hält.“

„Ja, es steht aber geschrieben“ — bemerkte Bregning mit Energie, „daß, wer mit ihr zuhält, ihrer theilhaftig geworden ist, und dieses Wort wird früh oder spät ein jammerndes Echo in jedes Mannes Brust finden!“

„Nun,“ sagte Schiött, „wir wollen über das Unschöne einen Schleier fallen lassen. Laßt uns unsere Gläser leeren, indem wir dem Weibe unsere Huldigung bringen. Ja, laßt uns den Frauen huldigen! Unter ihnen werden die Glücklichen, die Auserkorenen geboren, welche nicht nöthig haben zu kämpfen und zu lernen, sondern von Natur Wissen und Adel einsaugen; ihre hohe Mutter, die Natur, hat sie selbst geschmückt und sieht stolz nach ihnen.“

Sem hatte die ganze Zeit mit der größten Aufmerksamkeit zugehorcht, ohne es zu verstehen, und trank nun gewissenhaft den Wein, welchen er nicht mochte.

Auf Otto hatte dieses Gespräch eine tiefe Wirkung hervorgebacht.

Während es schnell vorwärts schritt, hatte er versucht, bei den Hauptpunkten zu verweilen und doch zu folgen. So Manches darin entsprach Etwas, was

er gedacht, gefühlt, erlebt hatte; sein Sinn faßte es, vertiefte sich und versuchte sich mit einem solchen Eifer darin zurecht zu finden, daß er, als eine Stille eintrat, unwillkürlich in die Worte ausbrach: „Jetzt begreife ich den Unterschied zwischen Natur und Ideal, jetzt weiß ich — ;“ er wußte in Wirklichkeit aber nicht, was er wußte.

„Herr Kroyer will der Versammlung eine Mittheilung machen,“ sagte Schiött.

„Und ich begreife,“ sagte Held, als Otto verlegen schwieg, „daß Sie recht beim Lichte besehen eine ziemlich unschuldige Person sind.“

„O ja,“ sagte Bregning, „in gewissen Richtungen ist es nöthig, daß man erst in der That abgehärtet ist, bevor man das Wort gebrauchen kann. Vielleicht liegt dies darin,“ fügte er hinzu, „weil das Wort der Seele näher liegt, als die That.“

„Das ist ein sehr geistreicher Satz,“ sagte Schiött; „es ist ganz gut gesagt, und es beweis't vielleicht, daß in diesem Augenblicke das Wort Ihrer Seele nahe war. Ist es aber immer so? Führt es nicht zu aller Heuchelei in der menschlichen Gesellschaft? Man soll wissen, was man ist, und dabei beharren, nicht im Nebel tappen.“

„Aber,“ sagte Bregning, „es kann auch gesagt

werden, daß man es den Andern schuldig ist, in den Worten, welche man ihnen sagt, sündenfrei zu sein, wenn man es auch nicht immer in der That ist, welche ihnen verborgen bleibt."

„Das setzt eine Reflexion voraus, welche gefährlicher werden kann als irgend etwas Anderes. Sie bleibt sehr häufig nur einen Augenblick bei der Rücksicht, welche man Anderen schuldig ist, stehen, im nächsten Augenblicke ist sie schon in's Rechnungsbuch des Hauses eingetragen und bringt Münze und Ehre ein. Dann geht man systematisch darauf aus, besser zu scheinen als man wirklich ist, und deßhalb bewundert zu werden, und so haben wir denn die Heuchelei."

„Ja wohl," antwortete Bregning ausweichend, „das Wort hat seine außerordentliche Bedeutung, aber richtig genug in der Voraussetzung, daß man immer das Kind bei seinem rechten Namen nennen würde; so geschähe weit weniger Böses in der Welt. Das Erste, was man thut, wenn man das Gesetz übertreten will, ist, daß man seiner That einen falschen Namen giebt. Sogar die größten Gauner haben der moralischen Nothwendigkeit, ihrer eigenen That nicht in's Gesicht zu sehen, nachgeben müssen; daraus entsteht die Gaunersprache, welche eigentlich ein Bestreben, das Wort zu scheuen, ist, gleichwie der Teufel einen Umweg um's Kreuz macht."

„Ja gewiß! Nehmen Sie unsere Criminalgeschichten und sehen Sie, wie wenig man das Wort scheut. Niels macht dem Jens geradezu den Vorschlag, daß sie in einer Nacht hingehen wollen, um dem Ole sein Geld wegzunehmen und, wenn er sich widersetzen oder Lärm machen sollte, ihn mit einer Axt todtzuschlagen. Dieses giebt gerade verschiedenen von unseren Criminalfällen ein ganz eigenes Gepräge. Man spricht mit so großartiger Einfachheit von der Sache, daß sie einer Vikingerthat ähnlich wird und, wie es scheint, nur in eine frühere Zeit, in welcher man, wenigstens zur See, mit Ehren stehlen, rauben und tödten konnte, versetzt zu werden braucht. Nein, mit den Worten hat es, mit Ihrer Erlaubniß, einen anderen Zusammenhang. Das Wort, die Rede, ist die Skala, auf welcher Ideal und Natur auf- und niedersteigen und sich einander in Schönheit begegnen sollen; aber sehr häufig schlagen sie sonderbare Burzelbäume. Mitunter schreit die Natur ganz allein, und zu anderen Zeiten ist das Ideal allein und redet süß und erbaulich."

„Ja, ja," sagte Bregning, „sehr häufig sprechen wir besser als wir sind; aber das, was wir sagen, trägt doch das Gepräge Desjenigen, wornach wir streben."

„Also auf Erreichung Desjenigen, wornach wir streben!" rief Held und erhob sein Glas.

„Ja! Ja! Ja!" rief man und stieß an.

Das Gespräch gerieth in's Stocken, und man hatte doch keine Lust, aufzubrechen. In diesem Augenblicke kam ein junger Kaufmann herein und fragte, ob Mendoza nicht da sei, und als dieses verneint wurde, wollte er wieder gehen, nachdem er ein paar Bekannte unter den Anwesenden, und namentlich Otto, gegrüßt hatte. Man lud ihn ein, zu bleiben und ein Glas Wein mitzutrinken; er lehnte es aber mit Dank ab, weil er mit Lieutenant Holm unten zu Abend speise.

„So lassen Sie Lieutenant Holm mit hier herauf kommen!" rief Carlsen; „gehen Sie als Parlamentair zu dem Kriegsmanne zurück und nehmen Sie einen Trompeter mit!" Carlsen meinte ohne Zweifel Sem; der Kaufmann erwiderte aber mit der unschuldigsten Miene: „Ja, wollen Sie mitgehen?" — und unter allgemeinem Gelächter mußte Carlsen den Parlamentair begleiten.

Der zurückkehrende Carlsen sagte: „Ich ging fort wie ein Kalb, und komme wieder wie eine Kuh mit drei Kälbern. Was sagen Sie zu Diesem, welches ich mir zugelegt habe?"

Es war eine brennende Punschbowle.

Held stand auf, ergriff den Punschlöffel und sang:

„Eheu, sodales! laßt uns nicht rappelköpfisch sein!"

„Die vier Gäste seien gegrüßt!"

Leutnant Holm nahm das ihm angebotene Glas und sagte: „Ich habe einen zwiefachen Dank abzustatten, einen für die Einladung und einen für den Empfang. Als wir mit der glühenden Bowle die Treppe heraufkamen, war mir sehr bange, daß wir Grazien vorstellten, welche den Musen Eines oder das Andere bringen. Bei dem Salut, welcher nun gegeben wurde, erhalte ich meinen Heldenmuth wieder ...“

Carlsen fiel ihm in die Rede und man stimmte an:

„Was singt man ewig von Spartanern,
Die Feinden einst den Paß gesperrt?
Man denke nur an uns're Eignen,
Zurück so lange ist nichts werth!
Hat Heldenmuth sich nicht bewährt
An Leutnant Holm zu seiner Zeit?“ u. s. w.

Als dieses Lied zu Ende und die Gesundheit des Leutnants getrunken war, fing Held die Arie: „Was lobet ihr so unsere Väter?“ an, und die Verse:

In unsern gebildeten Zeiten
Begreift man, es ist eine Schand',
Daß hier Franzosen sich breiten;
Doch ist ihr Wein uns bekannt.

Es leb' der Handel, die Schifffahrt — u. s. w.
wurden insbesondere an den Kaufmann gerichtet.

Schiött hatte, wie es schien, sogleich Interesse für den Kaufmann gefaßt und sagte zu ihm: „Kurz ehe Sie kamen, sprachen wir gerade von Ihnen.“

„Sehr verbunden," erwiderte der Kaufmann; „aber darf ich fragen, in welcher Veranlassung?"

„Wir sprachen von unmittelbaren Mannsleuten. Sie müssen dies nicht wörtlich verstehen; diese sind keine unbemittelte Personen, sondern im Gegentheil solche glückliche Menschen, deren Arbeit darin besteht, umherzugehen und mit Leuten zu sprechen, Briefe zu schreiben, Schiffe mit Seide für die Damen und Wein für die Männer kommen zu lassen, und welche bei dieser Art von Arbeit, welche uns Anderen ein Vergnügen machen würde, grausam vieles Geld verdienen. Sie sind ein solcher glücklicher Mann und Sie sehen auch gesund und baumstark aus."

„Nun, das nennen Sie keine Arbeit? Was meinen Sie denn von den Studirenden, welche ein gutes Amt, gute Tage, Pension für sich und ihre Witwen u. s. w. erhalten?"

„Dero Unmittelbarkeit vergessen, daß man, um ein solches Amt zu erhalten, ungefähr zehn Jahre lang studirt, geschanzt, geochs't und gewartet haben muß."

„Dero Unmittelbarkeit ... was meint er damit?" fragte der Kaufmann seinen Nebenmann — der Nebenmann war Sem — wandte sich aber schnell wieder gegen Schiött mit der Antwort: „So rechnen Sie es also für Nichts, daß auch wir in die Schule gehen, die Lehrzeit durchmachen, als Commis dienen und dann

noch Capital haben müssen, um uns etabliren zu können?“

„Die Lehrzeit zu bestehen, im Laden zu sein! wohin jeden Tag die hübschesten Damen kommen ...“

„Das ist wahr genug,“ antwortete der Kaufmann mit einem Lächeln, „aber“ — fügte er mit mehr Ernst hinzu — „die wirklichen Damen betrachten uns doch nur wie Maschinen, und sprechen mit uns über den Putz, welchen sie anderer Mannspersonen wegen tragen. Dem Schuhmacher steht es sogar frei, einer solchen Dame um den Fuß zu fassen.“

Der Ausdruck in Schiött's Gesichte wurde so beifällig und anerkennend, daß der Kaufmann sich in einem hohen Grade geschmeichelt fand und sich aufgefordert fühlte, noch interessanter zu werden.

Inzwischen quälte Sem sich, eine Erklärung des Wortes Unmittelbarkeit aufzufinden, und als der Instinct ihm sagte, daß die Unmittelbarkeit sich auf dem Grunde des Glases befände, leerte er es, so wie es gefüllt war.

„Haben Sie einen Begriff von dem Hundeleben, welches man in den Lehrjahren führt?“ fragte der Kaufmann.

„Nein, aber erzählen Sie, ich höre gerne Etwas darüber. Erhält man viele Prügel?“

„O Prügel! es kommt ja darauf an, wofür man

Prügel bekommt! Was meinen Sie aber dazu, daß man gezüchtigt wird, weil man verkaufen soll, was man nicht hat?“

„Das verstehe ich nicht. Im geistigen Leben verstehe ich es: Priester verkaufen einen Glauben, welchen sie nicht haben, Frauen eine Tugend, Philosophen eine Lehre, welche sie nicht haben; ich glaubte aber nicht, daß dies auch mit reellen Waaren anginge?“

„So ganz reell ging es auch nicht zu. Mein Prinzipal betrieb den Handel auf die Weise, daß er nach Hamburg reis'te und dort von jeder Sorte so viel einkaufte, als er absetzen zu können glaubte. Waren nun z. B. die rothen Shawls verkauft, so wollte er nicht eher neue kommen lassen, bevor wir nicht auch die weißen verkauft hatten. Dann handelte es sich darum, daß, wenn Damen kamen und rothe Shawls verlangten, wir sie nicht fortgehen ließen, ohne daß sie gekauft hatten, was wir nicht hatten.“

„Mit einer weniger geistreichen Antithese: Ihnen weiße Shawls für rothe zu verkaufen?“

„Ja.“

„Wie fingen Sie denn dieses Kunststück an?“ fragte Schiött und rückte näher an den Kaufmann heran.

„Wie man es anfing? Man hatte ein Maulleder wie der Teufel und man war bange vor Schlägen. Ich erinnere mich noch, als wäre es heute geschehen, daß eine

Dame kam und einen rothen Shawl haben wollte, und ich bestrebte mich aus allen Kräften, aber vergebens, sie dahin zu bringen, einen weißen zu nehmen. Sie stand schon im Begriffe fortzugehen, mein Prinzipal stand in der Nähe und handelte mit einer anderen Dame, welcher er süß zulächelte, wobei seine Augen mir aber Blitze zuschossen. Da gab mir die Verzweiflung eine Idee ein. Ich lief in's Comptoir, nahm einen weißen Shawl, machte einen Dintenklecks darauf, und lief mit demselben zur Dame. Sehen Sie hier, sagte ich, hier ist ein Shawl zu 50 Bankthalern; ich habe aber das Unglück gehabt, diesen Fleck darauf zu machen und soll ihn nun bezahlen. Der Fleck ist leicht versteckt — wollen Sie sehen — und ich verkaufe ihn für meine eigene Rechnung für 25 Bankthaler. Diesem konnte sie nicht widerstehen."

„Das war ein guter Einfall! An der Moral darin würde mehr auszusetzen sein."

„Das geschah aus lauter Furcht."

„Aber so war Ihr Prinzipal ja ein Gauner."

„Nein, ich glaube, man wird ihn seinem Worte getreu und ehrlich finden. Es war nun aber einmal die Kaufmannsweise der damaligen Zeit — es ist nun ungefähr zehn Jahre her — die Käufer à tout prix zum Kaufen zu vermögen."

„Aber doch nicht unter dem Preise?"

„Nein, und in dem einen Punkte war es gleichsam festgesetzt, daß man nicht die allergrößte Gewissenhaftigkeit zu beobachten brauchte, eben so wie es viele wackere und vortreffliche Männer giebt, welche sich nichts daraus machen, ein junges Mädchen anzuführen.“

„Hm! ... Das will so viel sagen, wenn man ungefähr weiß, daß das Mädchen sich anführen lassen will, denn ein Verführer wird für keinen wackeren und vortrefflichen Mann gehalten. Und Sie waren ein Verführer!“

„Nein, ich bitte, denn es war kein Schade dabei geschehen und sie wäre mit einem rothen vielleicht auch angeführt worden.“

„Sie können beschwatzen wie ein Engel.“

„Das konnte ich damals, glaube ich. Nun will ich Ihnen noch einen Vorfall erzählen. Einmal, als unser Prinzipal auf der Reise war, ließ eine Familie uns sagen, daß sie einen ächten französischen Shawl zu sehen wünsche. Wir hatten keinen, wohl aber einige, welche den französischen Shawls glichen und im Grunde eben so gut, aber billiger waren. Ich nahm einen Packen und lief hin. Die Frau kommt mir entgegen und sagt, sie hoffe, es seien wirklich ächte französische Shawls, und ich antwortete Ja.“

„Es war ja aber nicht wahr!“

„Ich versichere, daß der Eifer, ihm einen guten

Verkauf zu zeigen und ein freundliches Gesicht zu bekommen, wenn er zurückkehrte, so groß war .... und außerdem, wenn man erst in die Schlauheit hineingeräth, findet man Gefallen an ihr; ich kann Ihnen nicht beschreiben, es ist ein so wunderbar kitzelndes Gefühl."

„Hm, die Bemerkung ist nicht so ganz unrichtig."

„Nun, ich zeige ihr die Shawls, sie wählt einen aus und fragt nach dem Preise. Ich sage hundert Thaler und sie hat nichts dagegen einzuwenden, will den Shawl aber erst einem andern Kaufmanne zeigen, weil sie sich nicht auf meine Versicherung verläßt. Ich mußte also den Shawl da lassen. Ich kann nicht läugnen, daß mir bange war, als ich am nächsten Tage wieder dorthin sollte, und noch bänger wurde mir, als sie sagte: „Sie können den Shawl billiger verkaufen. Der Kaufmann sagt, Sie könnten mir ihn nicht für hundert Thaler lassen, es sei denn, er sei geschmuggelt, und in einem solchen Falle können Sie auch gut für neunzig Thaler verkaufen. Wollen Sie neunzig Thaler dafür haben?" — Ich antwortete: Ja, Madame, Ihnen will ich es anvertrauen, er ist geschmuggelt, und ich kann Ihnen denselben für neunzig Thaler überlassen."

„Nun, war der Shawl denn wirklich geschmuggelt?"

„Nein, er war aber unächt! Das habe ich ja gesagt!"

„Ah, so!“

„Nun, mit dergleichen Dingen beschäftigte man sich, man lernte wenig oder gar nichts und wurde schlecht behandelt. Wollen Sie nun noch unsere Burschen- und Commis-Jahre mit Ihren Studentenjahren, in denen das Beste, was die Welt kennt, Ihnen gelehrt und gezeigt wird, vergleichen? Ein Anderer muß sich mühsam fortarbeiten, um die Welt auf eine richtigere Weise zu sehen und von der Welt wohl angesehen zu werden, und es ist merkwürdig genug, daß man jetzt auf das Vergangene zurücksehen kann, beinahe als wäre man es nicht selbst gewesen.“

„Ja,“ sagte Schiött, „das kommt vom Verhältniß zwischen Natur und Ideal.“

„Was will das sagen?“

„Fragen Sie Herrn Kroyer, der kann sogar einen Vortrag darüber halten.“

„Was bedeuten diese Worte?“ fragte der Kaufmann Otto.

Schiött's Redeweise hatte etwas Anregendes für Otto; sie zwang ihn zur Geistesgegenwart oder vielleicht richtiger gesagt, zu der Art von guten Antworten, in denen man etwas Anderes oder mehr sagt, als man will. Er sagte: „Der Sinn ist, daß die Mannsleute aus einem Zeuge sind, welches keine Flecken annimmt, wohingegen die Frauen aus weißem Seidenzeug bestehen.“

„Ei, ei!“ sagte Schiött.

„Darf ich fragen,“ sagte der Kaufmann zu Schiött, „sind die Bauermädchen auch aus weißem Seidenzeug?“

„Nein, nicht Alle; einige von ihnen sind eine Art von Mannspersonenzeug.“

„Wie das, darf ich fragen?“

„Das ist ziemlich umständlich zu erklären und zu wiederholen, kurzgefaßt ist aber der Grund der, daß sie nicht richtig wissen, was ein Frauenzimmer ist, eben so wie die Mannsleute, welche nicht richtig wissen, was ein Mann ist, eine Art von Frauenzimmer sind.“

„O, das ist ziemlich leicht ohne Vorlesung zu verstehen.“

„Hm, ja, aber geben Sie Acht, daß es nicht unverständlicher wird, je länger Sie darüber nachdenken. — Aber um auf Dasjenige, wovon wir sprachen, zurückzukommen, wie kamen Sie aus diesem Handel heraus?“

„Als ich ein paar Jahre Commis gewesen war, bekam ich eine Stelle in einem großen Handlungshause, nahm ordentlichen Unterricht, gab mir viele Mühe und bin nun Associé mit einem Achtel.“

„Was will das heißen?“

„Der achte Theil des jährlichen Ueberschusses gehört mir, und mit der Zeit bekomme ich mehr. Das ist eine weit angenehmere Beschäftigung. So kam

neulich eines von unseren Schiffen zurück von Westindien, und da es einen Tag hindurch auf der Rhede liegen bleiben mußte, so fuhren wir hinaus. Als wir an die Seite des Schiffes kamen, riefen die Matrosen Hurrah, wodurch ich so gerührt wurde, daß ich kaum die Fallreepstreppe hinaufkriechen konnte. Ich hätte alle Matrosen küssen können. Wie sahen sie auch aus mit den breiten Strohhüten und den braunen Gesichtern und den gelben oder rothen seidenen Tüchern um den Hals! Und so draußen auf der See sein eigenes Deck betreten zu können! ..."

„Sein Achtel," berichtigte Schiött.

„Daran denkt man in solchem Augenblicke nicht. Ein Dreimaster, welcher außen vor dem Hafen vor Anker liegt und von Theer, Seewasser und westindischen Produkten riecht, ist meiner Seel' etwas Anderes als ein Laden in der Ostergade!"

„Wenn es nur eine kleine Jacht wäre," sagte Otto wehmüthig.

Dieses Gespräch wurde wegen des Lärms rund herum sehr laut geführt; in den letzten Augenblicken hatten Alle geschwiegen und zugehört. Man hatte stark getrunken, und ohne berauscht zu sein, war man auf den Punkt gekommen, wo Lyäus den Humor losläßt und die Bande lös't, durch welche der Verstand die Gefühle und Erinnerungen zurückhält.

Carlsen sagte: „Ich bin auf Christianshavn geboren, und das Erste, was ich als Kind gesehen zu haben mich erinnere, waren die Schiffe, welche aus- und eingeholt wurden, und von unserm Bodenfenster konnte ich weit hinaussehen, wie sie die Flügel ausbreiteten. Ich wollte ein Seemann werden, es war mein liebster Gedanke, und ist es noch! Nun haben sie mich aber an der Schulbank abgemattet, sie haben mir mein Leben gestohlen und mich zu einer elenden Kreatur gemacht! Es lebe die gesegnete blaue See! Der Herr segne jede Planke auf dem Meere, welche der Fuß des Matrosen betritt!“

Er schwieg vor Rührung, und zwei große Tropfen träufelten in sein Glas.

„Es ist wunderbar genug,“ sagte der Leutnant, „ich bin auch nicht auf meinen rechten Platz gekommen, ich war eigentlich bestimmt, ein Frauenzimmer zu sein.“

„Wie? Wie wissen Sie das!“

„Ich kann mich erinnern, daß, als ich zehn bis eilf Jahre alt war — und ich war ein hübscher Junge, ohne mich zu loben — meine Mutter und meine Geschwister einmal ausgingen und ich mit unserm alten Dienstmädchen allein zu Hause blieb. Das Mädchen aus der ersten Etage kam herauf, sie war so niedlich, daß ich ganz verliebt in sie war, aber immer mit nieder-

geschlagenen Augen an ihr vorbeiging. Sie war an jenem Abend sehr munter, und ich wie gewöhnlich störrisch, wobei ich jedoch unbeschreiblich viel von ihr hielt. Endlich sagte sie, der ernste Fritz solle ihr Liebster sein und ihr einen Kuß geben. Ich lief in die andere Stube, sie mir nach; ich wollte mich so gern fangen lassen, lief aber doch aus allen Kräften, um ihr auszuweichen; endlich bekam sie mich zu fassen, ich wandte aber das Gesicht ab, während ich mich nach ihren Lippen sehnte. Eine Mannsperson würde sich haben täuschen lassen; sie war aber selbst ein Frauenzimmer und rief plötzlich: Er will wahrhaftig selbst gern! — ließ mich los und küßte mich nicht."

Er band sich ein Schnupftuch um den Kopf, verhüllte seinen Busen züchtig mit einer Serviette und sang mit großer Empfindsamkeit, wobei er eine Frauenzimmerstimme nachahmte:

„Treuthold, mein Trauter, ist gangen von hier,
Wälder und Berge verbergen ihn mir."

„Und ich," sagte Bregning, „wurde zu einem Theologen bestimmt, weil ich Begeisterung für den Bischof Christian von Mainz fühlte. Ich weiß aber recht gut, daß es sein Harnisch und sein Streithengst war, nach denen mich verlangte, und hätte man mich machen lassen, so wäre ich Soldat geworden."

„Uebrigens," sagte der Leutnant und nahm die

Serviette ab, „hätte ich Schauspieler sein mögen, wenn ich gedurft hätte; ich erhielt aber Schläge. War es nicht der Kaiser Nero, welcher sagte, daß ein großer Künstler an ihm verloren gegangen sei? Ich gebe dem Kaiser Nero nichts nach.“

„Es ist lustig genug, ich möchte Landmann sein,“ sagte Held. „Ich hatte und habe noch eine besondere Liebe zur Erde. Wenn ich eine Erbse in einen Blumentopf säen und sie zum Wachsen bringen konnte, empfand ich das höchste Glück und saß lieber und sah nach der Erbse, als daß ich spielte. Mein Vater benahm mir die Grillen, indem er sagte, daß ich, wenn ich Landmann werden wolle, damit anfangen solle, Gänsehüter zu sein.“

„Und ich habe immer die Studenten beneidet,“ sagte der Kaufmann. „Sechs volle Jahre hindurch, von meinem vierzehnten bis zu meinem zwanzigsten Jahre, hätte ich meine Seligkeit verkauft, wenn ich nur Erlaubniß erhalten hätte, zu studiren.“

Schiött saß und sah Sem starr an.

„Warum starren Sie mich so an, Herr Schiött?“ fragte Sem.

„Merken Sie nicht, daß hier eine allgemeine Seelenwanderung ist? Ich will sehen, wie ich vielleicht morgen aussehen werde, wenn ich Sie geworden bin und Sie ich geworden sind.“

„Der Himmel behüte uns!“ sagte Sem, stand auf und ging hinaus, wobei er ganz bleich war.

Schiött wandte sich zu den Anderen und sprach: „O, Ihr Thoren! Ihr geht doch den entgegengesetzten Weg von dem, den die Kinder Israels gingen: aus dem gelobten Lande zu den Fleischtöpfen — warum wendet Ihr denn den Blick auf die Schatten der Vorzeit, statt auf das Licht der Zukunft! Sie, Carlsen — was studiren Sie? ... nun, das kann einerlei sein ... studiren Sie nur zu, studiren Sie, setzen Sie alle Segel bei, arbeiten Sie vorwärts, bis Sie erster Deputirter in der Admiralität, oder was es heißt, werden, so sind Sie gewissermaßen ein Seemann, aber in einer speculativen Weise, wie Heiberg sagen würde, so ist die rohe, unmittelbare Matrosen-Neigung in der Reflexion untergegangen und in der Speculation wie ein außergewöhnlich hübscher Mann wieder auferstanden. Sie, Bregning, sollen werden — wartet ein Wenig, ich werde begeistert, meine Gedanken tanzen um die glühende Bowle: Heil Dir, Bregning, Du sollst Pastor werden! Heil Dir, Pastor Bregning, Du sollst Stiftspropst werden! Heil Dir, Stiftspropst Bregning, Du sollst Bischof in Seeland Stift werden! Geh' aber nun nicht hin und bringe den alten Münster um, wenn er Dich beim Visitatorium besucht! Sie, Leutnant Holm, sollen Generalfeldmarschall zu Lande — um Carlsen

nicht die Nahrung zu nehmen — werden und ein Feldtheater mit Feldactricen auf dem Feldfuße mit sich in's Feld führen. Diese Bedeutung prophezeie ich Ihrer Theaterlust. O, ich bin ein ganzer Joseph heute Abend ... was beliebt! ... ich meine, was die Prophezeiungsgabe betrifft. — Nun, Sie, mein junger Herr Kroyer, Sie sehen so begierig aus, wie der Oberbäcker vermuthlich aussah, als er gewahrte, welche gute Ausdeutung die Träume des Mundschenken erhalten hatten. Haben Sie von drei weißen Körben auf Ihrem Kopfe geträumt? So will ich mich hängen lassen, wenn Sie nicht vier bekommen .... Nun, was wollen Sie studiren? Jura? ... Nun, so mache ich Sie zu einem Generalprocurator!"

„Nichts mehr!" rief Otto.

„Sagen Sie noch ein Wort, und ich mache Sie zu einem Kaiser von China!"

„Nichts mehr!" rief Otto wieder, vielleicht um die Bedeutung des ersten „Nichts mehr" zu verbergen.

„Dieser Jüngling hat Recht, die Weisheit ist diesen Abend obdachlos und redet durch ihn. Nicht der Rahmen, in welchem wir uns befinden, macht unser Glück aus. Was nützt es, an der prächtigsten Tafel zu sitzen, wenn man keinen Appetit hat? Was nützt es, ein Alexander zu sein, wenn die Welt sich nicht erweitern kann? Nun, so werden Sie ein Diogenes,

und wenn Sie dann mit der Laterne gehen, so finden Sie einen Menschen ... am liebsten wohl einen weiblichen Menschen."

„Was sollen Sie denn selbst werden?"

„Oh, ich verlange nur, daß man auf meinen Grabstein setzt: Hier liegt der Schiött, welcher die Schule stiftete, aus welcher Bischof N. N., Feldmarschall N. N., Admiral N. N., Staatsmann N. N., Diogenes Alexander N. N. u. s. w. u. s. w. hervorgingen."

„Aber ich!" rief Helzen, „darf ich nicht mit auf Ihren Leichenstein?"

„Was verlangen Sie?"

„Macht!"

„Er will Macht haben, weil er keine Kräfte hat!" rief Carlsen, und ein allgemeines Gelächter belohnte diese Andeutung auf die schmächtige Gestalt des ehrgeizigen Helzen.

„Still, meine Herren," sagte Schiött; „es geht dem weisen Helzen wie dem weisen Salomon, er begehrt, was er schon hat: Kenntniß ist Macht ... Held! und Sie, Herr Kaufmann! womit kann ich Ihnen dienen? Seien Sie so gütig, die Waaren anzusehen! Spottpreis und ächt!"

„Oh, lassen Sie mich Glück bekommen," sagte der Kaufmann.

„Ja, gieb uns das Glück selbst," setzte Held hinzu.

„Was ist das Glück?“ fragte Schiött.

„Es ist die Sonne,“ sagte Bregning; „man muß es nicht mit den Händen angreifen.“

Otto rief:

„Ich nenne Glück,
Das durchzusetzen, was ich will,
Und jede kleine Hind'rung überwinden.“

„Seht, er kennt seinen Oehlenschläger,“ sagte Schiött; „das ist schon ein Glück. Das würde auch ein Glück für Sie sein, Herr Kaufmann ... Milner, was wollen Sie haben? Ich bin heute Abend freigebig.“

„Eine Brüsseler Decke zu meinem Fußboden.“

„Das vermag ich nicht, ich habe kein kleines Geld ...“

Noch während Schiött sprach, veränderte sich der Ausdruck in seinem Gesichte, die Lippe krümmte sich wie ein Bogen, welcher einen Pfeil absenden soll, und Milner, welcher ahnte, daß er auf ihn gerichtet sei, hörte unwillkürlich auf, sich mit seinem Stuhle zu schaukeln und schlug die Augen nieder, um den Blitz nicht zu sehen, wenn er ihn auch treffen sollte. Er wurde aber von Sem gerettet, welcher in diesem Augenblicke wankend und sehr bleich wieder herein kam, sich dem Tische mit feierlich ausgestreckter Hand näherte und, nachdem die Lippen einige Augenblicke mit ungewöhnlichem Trotze ihm ihre Dienste versagt hatten, die Worte

hervorbrachte: „Wahrlich, ich sage Euch ... Die Nacht des Herrn wird kommen wie ein Dieb am Tage ... nein, der Dieb des Herrn wird kommen wie ein Tag in der Nacht ... nein, der Dieb des Tages wird kommen wie ein Herr in der Nacht ...“

Ein unmäßiges Gelächter übertönte die Stimme Sem's und verhinderte alle weiteren Versuche, seinen Mund davon abzubringen, verkehrt zu sprechen. Plötzlich ging er mit ungewöhnlich raschen, wenig unsicheren Schritten zu Otto hin und sagte: „Steh' zu Bette, komm' auf und zu Hause! ... Steh auf, komm zu Bette und zu Hause!“

Die Anderen brachen nun ebenfalls auf; Otto mußte aber mit Sem gehen, welcher nach frischer Luft schnappte, obgleich er glaubte, daß er nur ungeduldig sei, sein Stadtkind nach Hause zu bekommen. Es war gegen eilf Uhr und es waren noch einige Menschen auf der Straße. Vom Weine erhitzt stiegen die magischen Phantasieen wieder in Otto auf, und — sonderbar genug — die Erzählung Bregning's war nun am thätigsten in seinem Sinne; jedes von den Frauenzimmern, welches allein ging, schien ihm diejenige sein zu können, in welcher ein tieferes Gemüth, eine edle Sehnsucht verborgen war. Dagegen erhöhte der Spiritus bei Sem die streitsüchtige Natur. Die Mannspersonen, welchen sie begegneten, waren zufälligerweise gutmüthig

und gingen aus dem Wege, ohne auf seine herausfordernden, kritischen Bemerkungen zu achten. Ein Frauenzimmer, welches vorüberging, berührte Otto's Arm und er sah sich nach ihr um; sie blieb stehen; Sem drehte den Kopf, machte rechts um, zeigte auf sie, und sagte: „Siehst Du, Otto, das ist eine von den ausgegrabenen Kelchen, die inwendig geweißt, aber auswendig voll... nein, auswendig geweißt ... nein, auswendig voll ...“

„O, er ist selbst voll, er Schwein!“ rief sie und ging weiter.

„Ja, aber nicht inwendig voll! nicht inwendig,“ rief Sem nachäffend und triumphirend und schwenkte mit den Armen.

Sie kamen zu Otto's Hausthür und Sem wollte mit seinem Schlüssel aufschließen; er machte vielen Lärm, stritt sich mit Otto und ließ sich erst nach vielem Parlamentiren bewegen, Otto's Schlüssel zu probiren. „Der paßt natürlich nicht!“ sagte er verächtlich, als er es eine Zeit lang sehr ungeschickt mit demselben versucht hatte. „Gieb mir, was Du an Schlüsseln bei Dir hast!“ fügte er mit verschiedenen „verkehrten“ Wendungen hinzu, „wir wollen gründlich zu Werke gehen, gründlich, listig, zu Werke ... fündlich, gründlich ... wunderlistig!“ rief er, als die Thür, nachdem er auf's Neue verschiedene Schlüssel probirt hatte, plötzlich aufsprang. „Wunderlistig! Das ist das rechte Wort!

10*

Geh' nun hinein!“ Er schob Otto hinein; anstatt diesem aber den Schlüssel zu geben, um die Hausthür von innen abzuschließen, verschloß er diese selbst von auswendig, und als Otto von innen protestirte und wenigstens den Schlüssel zu seiner Stubenthür verlangte, antwortete Sem, während er dastand und mit den Schlüsseln klapperte: „Der Schlüssel? Wischiwaschi! Soll ich vielleicht auf der Straße liegen ... Wenn Du den Schlüssel hast, kann ich nicht abschließen ... wenn ich den Schlüssel habe, kannst Du nicht abschließen ... Wenn Du abschließen kannst, habe ich nicht den Schlüssel ... Wenn Du kannst Schlüssel, kann ich nicht ... So ein Junge aus der Lateinischen Schule bildet sich ein, aller Welt Weisheit gefressen zu haben!“ brummte er, während er seinen Marsch nach Hause antrat.

„Wie soll ich nun hineinkommen? Die Menschen sind wohl schon lange zu Bette,“ sagte Otto und fing an bei dem Hauswirthe ganz leise anzuklopfen.

Die Thür wurde schnell geöffnet und Pauline kam vollständig angekleidet, mit einem los um den Kopf gebundenen weißen Tuche und einem Lichte in der Hand, zum Vorschein.

„Guten Abend! Sind Sie es?“ sagte sie. „Wünschen Sie etwas? Es ist ganz kürzlich in Ihren Ofen eingelegt.“

Ihr Anblick und ihre weiche, gedämpfte Stimme machten einen herzlichen, schönen Eindruck auf ihn. Er ahnte, ohne den geringsten Grund dafür angeben zu können, daß sie aufgeblieben war und auf ihn gewartet hatte, bis er nach Hause kommen würde.

Der Gedanke, daß etwas Schönes, Reines und Jungfräuliches ein Auge auf ihn habe, drang belebend, Erkenntlichkeit erweckend in seine Seele.

„Ich bin auf einem Studentengelage gewesen,“ sagte er, „und Sem hat meinen Stubenschlüssel behalten. Kann ich vielleicht den Ihrigen leihen?“

„Seien Sie so gut,“ sagte sie, und reichte ihm denselben. „War es Herr Sem, welcher unten den vielen Lärm machte?“

„Ja, er war es.“

„So ist es gewiß ein richtiges Studentengelag gewesen,“ sagte sie lächelnd.

„Ja, es ging sehr munter her. Sie sollten...“

„Ih, Du gerechter Gott, Pauline, stehst Du da und plauderst mit dem Logirenden mitten in der Nacht!“ — rief Madame Bille, welche, in ein großes Tuch gehüllt, aus ihrem Schlafzimmer trat — „soll ich das erleben und mit meinen eigenen Augen sehen! .... Wollen Sie gehen! Wollen Sie gleich gehen! Sie sollten sich was schämen! Willst Du gleich hinein!“

Es war Paulinen, als solle sie in die Erde sinken.

„Madame," sagte Otto mit böswilliger Gravität, „die Römer haben ein Sprichwort, welches sagt: Maxima debetur pueris reverentia, das will sagen: Man schuldet den Knaben die größte Ehrerbietigkeit, oder man ist schuldig, mit Knaben oder jungen Mannsleuten mit der größten Vorsicht zu reden, und Sie sprechen so zu Ihrer Tochter ...."

„Also ich soll Ehrerbietung haben, weil Sie ein Knabe sind! Ich soll meine Tochter und Sie des Nachts beisammen lassen, weil Sie nichts weiter als ein Knabe sind! Das sagen die Römer! In gutem Dänisch sage ich Ihnen aber, daß Sie sich packen sollen, und das gleich, im Augenblick — wollen Sie gehen, oder ich rufe meinen Mann!"

„Ich werde mich morgenden Tages aus Ihrem Hause „packen"," antwortete Otto erbittert.

„Seien Sie so gut, das sehe ich auch am liebsten!" rief sie und schlug die Thür zu.

„Soll ich nun wieder für Dich umziehen?" sagte Sem. „Warum kannst Du nicht wohnen bleiben? Siehst Du je, daß ich umziehe?"

„Das ist Ihre Schuld, Sem! Sie behielten meine Schlüssel, und da nannte meine Wirthin mich einen Knaben."

Sem konnte keine logische Verbindung in diese Worte hineinbringen und verlangte genauere Aufklärung, welche Otto keine Lust zu geben hatte, es genügte ihm aber, daß Otto beleidigt worden sei.

„Sie war so freundlich wie eine Katze," sagte er, als er wiederkam. „Sie sagte, daß Du im Grunde doch ein netter junger Mann seiest, und Du hättest gern bleiben können ... und so hörte ich auch etwas Neues von der kleinen Nausikaa."

„Der kleinen Nausikaa?"

„Ja, das hast Du gewiß vergessen! Du lief'st richtig genug die Odyssee; ich habe aber meine Augen bei mir. Ich sah, was Du nicht sahst, daß die Tochter Deines Hauswirthes oder jetzt Ex-Hauswirthes eine niedliche Dirne war."

„Nun, was ist denn mit ihr?"

„Sie soll auf's Land reisen. Heute Morgen ist ein Onkel von ihr zur Stadt gekommen und nimmt sie zum Besuche mit nach seinem Hause."

„So?" sagte Otto.

„Ja, mir thut es wirklich leid ... obgleich es jetzt, nachdem Du von dort weggezogen bist, ja einerlei sein kann."

Das konnte auch Otto gleichgültig sein — wenigstens hatte er nicht darauf gedacht, wie er sie wieder sehen sollte — aber ihre Entfernung aus der Stadt gab ihr

einen besonderen Werth, er konnte es nicht unterlassen, des herzlich schönen und angenehmen Anblickes, als sie sich in der Thür zeigte, zu gedenken, und dieser war nun ganz verschwunden wie ein Traum; kaum fühlte er sich mit Jemandem verbunden, so wurde das Band zerrissen. Je ferner sie von ihm war, je idealer trat das Bild Paulines, mit dem Tuche um den Kopf und dem Lichte in der Hand, hervor. Es war ja in ihrem Wesen Etwas gewesen, an welches sein erinnernder Geist sich jetzt mit einer Mischung von Zärtlichkeit und Erkenntlichkeit geknüpft fühlte.

Er konnte dem Drange, sich mitzutheilen, nicht widerstehen und sagte zu Sem: „So glaubst Du nicht, daß ich es auch bemerkt habe! ... und vielleicht hat sie mich sogar gern leiden mögen. Also kann es mir doch wohl auch leid thun.“

„Wie?“ rief Sem aus ... „Höre, Otto Kroyer, Du magst es glauben, wenn Du willst, und es nicht glauben, wenn Du willst, aber so wahr ich hier wie ein Sünder vor Gott stehe, so wahr habe ich daran gedacht! Ich habe gedacht: Die Beiden könnten meiner Seel' gut ein Paar und ein schönes Paar werden! Und nun sollst Du es Dir nicht so zu Herzen nehmen, denn sie kommt wohl bald zurück und kann dann ja Deine kleine Braut werden ... Höre, Du, wenn ich bis zu der Zeit Priester werden und Euch trauen könnte

Wahrlich, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei.“

Diese Aussicht, der Schwiegersohn der Madame Bille zu werden, hatte indeß nichts Anziehendes für Otto, und Sem war weit davon entfernt, ihm, als er diese Partie vorschlug, damit zu schmeicheln. Es fiel ihm aber nicht ein, deßhalb den Gedanken von ihr abzuwenden; es schwebten ihm Theorieen vor, welche er über Liebe und Ehe gehört hatte, welche er aber nicht aussprach.

Er hatte im Grunde eine zweifache Liebe bekommen: die eine hoch, idealisch, schwärmerisch und schmerzlich, eine Liebe zu etwas Verlorenem, was auf eine wunderbare Weise durch das Schönste wiedererstattet werden sollte — und eine andere, stillere, vielleicht heißere Liebe, ein Sehnen nach Etwas, was in dem Augenblicke entfernt, aber doch vorhanden war.

Es war besonders viele Liebe — oder auch gar keine.

Sechstes Kapitel.

Während Bregning zu Denjenigen gehörte, welche den Versuchungen des Lebens das Gesetz entgegenstellen, und ohne in seiner Persönlichkeit das Imponirende zu haben, welches durch erhabene menschliche Schönheit den Menschen für das Gesetz gewinnt, strebte er doch ernstlich darnach, es durch Unterstützung seiner äußeren Verhältnisse und glücklicher Naturanlagen zu erfüllen — und während Held zu der großen Klasse von Menschen gehörte, welche selbst nicht religiös sind, es aber nicht gern dulden, daß die Religion angetastet wird, selbst nicht übermäßig moralisch sind, Angriffe auf die Moral aber nicht leiden können, dabei übrigens mit einem hellen Kopfe, guten Kenntnissen und etwas Angenehmem, was ihm Freundschaft und Achtung in der

„Gesellschaft“ sicherte, ausgerüstet war — behauptete Schiött einen Standpunkt außerhalb der Gesellschaft, indem er, unabhängig von allen Rücksichten, die Schönheit als das einzige Gesetz für die Reize des Lebens aufstellte.

Schiött war mit großen und glücklichen Geistesgaben geboren, und Alles hatte ihm in seinen ersten Kinderjahren angelächelt. Der erste Blick, den er mit Bewußtsein in die Welt hineinwarf, fiel auf Wohlstand und Liebe, und auf das Schönste von Allem: eine liebende, zärtliche Mutter. Der Vater war Vorsteher eines Institutes, welches ihm eine gute jährliche Einnahme abwarf, und hatte außerdem etwas Vermögen mit seiner Frau bekommen. Aber schon im fünften oder sechsten Jahre des Kindes hatte sein väterliches Haus großes Unglück betroffen, ein Fallissement in der Familie seiner Mutter hatte seinen Eltern ihr Vermögen geraubt, und bei diesem Verluste entstand bei dem Vater ein finsterer, auffahrender Geist, welcher sie immer weiter, aus einem vermögenslosen Zustande in Armuth, und aus einem stillen, glücklichen Zusammenleben zu Mißmuth und Unfrieden führte. Im Allgemeinen sorgte die Mutter dafür, daß das Kind von jenen kleinen, unbehaglichen häuslichen Scenen fern gehalten wurde; aber eines Abends — er war damals neun bis zehn Jahre — als er stille in einem Winkel

saß und, nachdem er seine Lectionen gelernt und sein Abendbrot verzehrt hatte, darauf wartete, zu Bette gebracht zu werden, kam der Vater in einer mehr als ungewöhnlich übeln Laune nach Hause, und fand bald eine Gelegenheit, dieselbe auszulassen. Die beiden Eheleute gaben nicht Acht auf den Knaben, welcher sich nicht zu rühren wagte. Nachdem sie lange geschwiegen hatte, riß endlich die Geduld der Frau, und sie wies weinend die ungereimten Vorwürfe ab. Wie es oft der Fall ist, wurde der Vater, als er sein Unrecht fühlte, noch erbitterter und — schlug zuletzt seine Frau. Der Knabe, welcher in der größten Seelenangst zugehört hatte, stieß einen kreischenden Schrei aus und unterrichtete dadurch die Eltern von seiner Gegenwart; die Mutter warf sich weinend über ihn, küßte seine Augen, gleichsam um das Gesehene wegzuküssen, umschloß ihn mit ihren Armen, verbarg seinen Kopf in ihrem Busen, als wolle sie den Laut des gefallenen Schlages von seiner Seele fern halten. Der Schlag war aber gefallen. Er hatte den unschuldigen Glauben und das Vertrauen der Kinderseele zertrümmert und sie mit dem Schmerzlichen im Leben bekannt gemacht; er hatte ihm das Bewußtsein von dem plebejischen Dasein, worin er bisher gelebt hatte, ohne darin zu Hause zu sein, beigebracht und eine Kluft zwischen diesem Dasein und dem angeborenen Sinn der Seele für das Er-

habene und Schöne errichtet. — Nach Verlauf von einem Jahre war die Mutter gestorben, und der Vater arbeitete mit finsterem Ernste für sein Kind. Er wollte durch Aufopferung gegen den Sohn gut machen, was er an der Mutter verschuldet hatte, schickte ihn in eine Gelehrtenschule, duldete selbst manche Entbehrungen, um die Kosten zu bestreiten, war aber verschlossen, barsch und unglücklich. In der Schule bewies der Knabe einen außergewöhnlichen Fleiß, und das Licht, die Lebensansicht, die Kenntniß von der Herrlichkeit der Götter und Menschen, welche er sich erwarb, und das mächtige Verlangen, welches in seiner üppigen Natur Hand in Hand mit der Erkenntniß ging, standen in scharfem Widerspruch zu dem dürftigen, oft unordentlichen oder armen häuslichen Heerde. Er lebte in zwei Welten; sein Körper speis'te an einem, von Liebe und Achtung verlassenen, föhrenen Tische, seine Seele saß an einer Tafel mit Zeus und allen Göttern des Olymp.

Das Schicksal seiner Kindheit verfolgte ihn in der Liebe. Er machte Bekanntschaft mit einer Familie, in der sich ein entfernt verwandtes, ungewöhnlich hübsches Mädchen befand, welche ein Jahr älter als er, und folglich neunzehn Jahre alt war. Sie war ein Weib mit einer mächtigen Natur, mit einem nicht zu bezwingenden Triebe für das Große und Kühne, eingezwängt in enge Verhältnisse — ein Trieb, welcher sie ganz in

seine Gewalt bekommen mußte, wenn nicht die erste Persönlichkeit, welcher sie sich hingab, es verstehen würde, sie zu bezwingen. Als sie, wie Einige sagten, mit einem Kunstbereiter, oder nach Anderen, mit einem fortreisenden Diplomaten plötzlich verschwand, erregte es Aufsehen, die näheren Umstände wurden indeß nie vollständig bekannt. Niemand wußte, daß Schiött sie geliebt hatte, und sie überließ ihm das Räthsel zu lösen, ob sie mitten in aller Leidenschaft und allem Glück, womit sie ihn umgab, ihn geliebt hatte oder nicht. Sie hieß Ottilie Angelika Damm.

Unfälle oder Unglück, welche einen Menschen in seiner frühen Jugend treffen, sind trotz allen Einflusses, welchen sie ausüben können, doch nicht immer nachhaltend; denn es kommt gar Vieles auf die Naturkraft an, welche sie entgegennimmt. Ein junger Mensch mit weichem und tiefem Gemüth kann nach solchen Begebenheiten schwermüthig oder ein Menschenfeind werden. Schiött war zu lebenskräftig und zu lebenslustig, um sich das Dasein durch Melancholie zu verbittern; es lag ein heißer Drang nach Wissen und Erkenntniß in ihm, und in diesem suchte und fand er die Gedankenkraft, welche ihm half, Dasjenige zu vergessen, was er vergessen wollte, und zu genießen, was das Leben ihm an Freude bot. Mit seinem Sinne für das Ideelle und Schöne bildete er sich ein Glückssystem, eine Le-

bensanschauung mit einem Ideal, welches zu dem Höchsten zu führen schien, ohne zu vielen Zwang aufzulegen; er verstand es, kleine Genüsse als große Genüsse dienen zu lassen, und schlug durch Ironie eine Brücke über eintretende Widersprüche. Was ihm während seines langsamen Kampfes mit dürftigen Verhältnissen, unter mannigfachen Zurücksetzungen und Täuschungen der Welt schmerzbringend entgegentrat, zog er aus dem Panzer, mit welchem er sich nach und nach zu umgeben vermocht hatte, heraus, und verwandelte es zu ironischen Pfeilen, welche er der Welt wieder entgegensendete.

Sein Vater war vor geraumer Zeit gestorben und er war nun sechs und zwanzig Jahre. Den äußern Zweck, welchen er seinem Dasein gesetzt, eine Adjuncten- oder Oberlehrerstelle, konnte er erreichen, wenn er wollte. Er hatte ein Familienlegat bekommen, welches ihm in Verbindung mit einigen Unterrichtsstunden seinen Unterhalt sicherte, und er lebte jetzt sorglos, nach Gefallen studirend, ironisirend, sich an dem Spiel der Kräfte, welche sich in seiner Natur rührten, freuend, geistig bewegt, sich vor dem Zusammenstoß mit der realen Welt hütend, in welcher Daseinsweise er durch eine unerschütterliche Gesundheit und eine gute Laune unterstützt wurde.

Das Gespräch war seine Stärke; in diesem war

es, wo er schaffend wirksam wurde und bisweilen durch Geistesreichthum, Kenntniß, Phantasie und tiefes Schönheitsgefühl sein Schönheitsideal ungehindert verwirklichte, es Anderen vor Augen führte, sie in Uebereinstimmung versetzte und durch sein Ideal oder durch seine Ironie über die Welt einen aufregenden Einfluß ausübte. Wenn man ihn hörte, hätte man glauben sollen, er sei eigentlich ein Dichter; aber das Ideal der Dichtkunst ist nicht die Schönheit, wenn auch die Poesie schön sein soll. Die Lebendigkeit, mit der er sprach, gab ihm eine einnehmende Gewalt, und es schien, daß seine Gestalt und die Worte, Ideal und Natur, in Eins zusammenschmolzen. Brach es, so schlug er mit Ironie und Satyre leicht eine Brücke über die Kluft; denn die Satyre lenkt die Aufmerksamkeit von dem Redenden selbst ab, und man setzt unwillkürlich voraus, daß er selbst in dem Punkte, an welchem er Andere angreift, eine besondere Stärke hat.

Auf dem Standpunkte, auf welchem er stand, war er wahrheitsliebend und aufrichtig, so wie sich auch viel Unverfälschtes und Wohlwollendes in seiner Natur bewahrt hatte — ein Wohlwollen, wenn auch nicht eben für die Menschen, so doch für ihre „Idee“ — und er glaubte in vielen Beziehungen aufrichtig, für die Idee zu leben; er war ein scharfer Beobachter, beurtheilte manche Verhältnisse mit treffender Sicherheit, sprach

eine Menge schlagender Wahrheiten aus; wenn er aber das ganze Leben in einer Anschauung umfassen sollte, konnte die Wahrheit nicht Platz darin finden. Bei solchen Gelegenheiten war es indeß schwer zu entdecken, worin seine Gedanken und seine Rede von dem Rechten abwichen, denn das Schöne und das Wahre sind so nahe verwandt, und die eigenen Neigungen der Zuhörer trugen dazu bei, einen Schleier über die Abweichung zu werfen. Es ereignete sich daher oft, daß man ihn am stärksten bekämpfte, wenn er am meisten Recht hatte und mit Geist, Witz, Sinn für das Schöne und verborgenem Gefühl die Welt beurtheilte.

Er sprach fast nie von sich selbst. Das Einzige, was er von sich selbst behauptete, war, daß er keine Lust habe, das Wort zu führen oder „Vorträge" zu halten, und dieses schien sich auch wirklich so zu verhalten, da er gewöhnlich die Rolle eines zerstreuten Zuhörers bei dem Gespräche der Anderen annahm und nur einige einzelne kurze Bemerkungen in die Discussion einfließen ließ. Aus solchen Tirailleurgefechten entwickelte sich aber sehr häufig eine Schlacht; man wollte ihn gern hören und hielt ihn daher mit aller Gewalt an seinen hingeworfenen Worten und zwang ihn, sein ganzes Talent aufzubieten, um siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen.

Er saß eines Nachmittags in der Vereinigung bei

einem Haufen Zeitungen und einer Tasse Kaffee; im Zimmer befanden sich sieben bis acht Mitglieder, unter ihnen Held und Bregning. Einige lasen, Andere führten ein Gespräch, welches aber nicht recht lebhaft werden wollte. Mendoza trat ein und fragte nach Otto; man grüßte ihn freundlich, und Einer bot ihm eine Cigarre, welche er dankend ausschlug.

„Mendoza ist so ungemein sittlich," bemerkte Einer, „er raucht nicht und trinkt keinen Wein, wie oft man ihm auch sagt, daß Niemand ein Dichter oder Künstler ist, welcher nicht die Trauben des Bacchus liebt."

Mendoza antwortete: „Die Trauben mag ich sehr gern, und würde der Wein schmecken, wie die Trauben, so würde ich ihn gern trinken."

Ohne aufzusehen, sagte Schiött: „Ja, er hat die Gährung der Reflexion durchgemacht, und schmeckt daher einem so unmittelbaren, reflexionslosen Gemüthe natürlich nicht."

„So habe ich aber doch die Reflexion gemacht, daß, wenn es nicht bei den Dichtern stände, daß man für den Wein begeistert sein solle, Manche es nicht sein würden. Kroyer hat mich einen Vers aus den „Bacchantinnen" des Euripides gelehrt:

Der Gott befahl nicht, daß nur Jünglinge
Ihm dienen sollten, auch nicht Alte nur,
Von Allen will Gott Bacchus gleiche Ehre,
Und nur des Narren Huld'gung mag er nicht."

„Gäbe es nicht solche Gedichte, so würden Manche sich nicht zu dem sauern Getränke zwingen.“

„Ei, wie schön reden Sie heute doch ... es ist aber wahr, Sie reden für Zwei. Uebrigens irren Sie sich gewiß, Hochverehrter; die Dichter preisen keinen Weinessig an, und es scheint, Sie sprechen von Weinessig.“

„Mendoza ist im Grunde eine Naturmerkwürdigkeit,“ fuhr Schiött fort und betrachtete ihn mit seinem launigen Blicke; „er faßt keine von den Nüancen zwischen Süß und Sauer, keine pikante Mischung von Lebendigem und Berauschendem, Scherz und Ernst; er hat etwas Elementarisches an sich, in dem Grade, daß er nicht über den Elementarunterricht hinausgekommen ist.“

Diese Aeußerung verletzte Mendoza, welcher einen großen Werth darauf legte, daß er Student war. Er versuchte zu lächeln und sagte: „Es kommt lediglich daher, weil ich auch citiren konnte, daß Sie so satyrisch und gefühllos wurden!“

„Nun seht! Wie können Sie selbst so gefühllos sein, und zwei verschiedene Begriffe in Eine Kategorie hinein quälen? Würden Sie in Ihren Kategorieen ein wenig Ordnung halten, so würden Sie wissen, daß die Satyre eine umgekehrte Lyrik ist, ein wahres Gefühl, welches, um nicht sentimental zu werden, sich negativ

äußert und bisweilen, wenn sie einen Gegenstand loben will, deren Gegensatz angreift."

Diejenigen, welche Schiött näher kannten, oder ihn aufmerksam beurtheilten, wußten, daß in diesen Worten eine Abbitte oder eine Erklärung des Wohlwollens für Mendoza lagen. Es war wider seine Gewohnheit, und in diesem Augenblicke zugleich gegen sein Selbstgefühl, sich deutlicher auszusprechen; aber Mendoza verstand ihn nicht, und die Anderen dachten nicht daran, ihn mehr zu schonen, als er sie schonte.

Held kam Mendoza zu Hilfe und sagte: „Das klingt freilich gut genug; aber ich glaube, man könne eher sagen, die Satyre sei eine obdachlose Lyrik, ein Anlauf zum Gefühl, oder, wenn Sie so wollen, ein wahres Gefühl, welches keinen festen Grund in der Persönlichkeit findet und daher außen umherflattert und den Mißmuth, welchen es bei näherer Betrachtung über sich selbst empfinden würde, dadurch verbirgt, daß es beständig seine Gegensätze angreift, und diese Gegensätze sind vielleicht das Weltall."

Bei diesem kräftigen Angriffe stutzte Schiött; aber Held, welcher merkte, daß er gut redete und gern fortfahren wollte, fügte hinzu: „Daher taugt die Satyre auch nur zum Angriff; daheim in ihren eigenen vier Pfählen ermangelt sie des festen Fußes, und kann sich nicht vertheidigen. Zwei Satyriker würden wie zwei

Könige streiten, welche gegenseitig ihre Armeen in des Anderen Land führen und gegenseitig des Anderen Besitzungen verheeren."

Schiött antwortete: „Alle Gleichnisse haben das Privilegium, zu hinken; es muß aber ein Maaß und Ziel darin sein, Hochverehrter. Ich mache mir daher die unverhältnißmäßige Schärfe, mit der Ihr Gleichniß auftritt, zu Nutze. Zwei Könige, welche Krieg mit einander führen, müssen sich einmal gegen einander wenden, und Einer von ihnen muß in einer positiven Feldschlacht siegen. Was die Satyre indeß verheert hat, wächs't freudig wieder zur Freude des Siegers auf. Wir sind also durch alle Ihre Worte nicht weiter gekommen als zu sagen, daß die Satyre einen positiven Hintergrund haben muß, und dies nahm ich mir die ergebene Freiheit, gleich von vorn herein zu sagen. Sie dagegen sprechen, als ob es möglich sei, daß Ihre beiden kämpfenden Satyriker durchaus nichts weiter als Satyriker wären, nur mit Satyre angefüllt, so wie in gewissen beliebten Tragödien ein Mann auftritt und von lauter Heldenmuth erfüllt ist, er kann nicht den Mund aufthun, ohne eine Heldenthat zu sagen; ein Anderer ist voll Frömmigkeit, ein Anderer voll Unschuld u. s. w. So verhält es sich aber nicht in der Wirklichkeit. Wir sind künstlich zusammengesetzte Wesen, kunstbegabte Wesen, welche z. B. Bogen, Pfeil

und Schild anfertigen und Dasjenige, was wir lieben, bald mit dem Schilde, bald mit dem Pfeile, welcher gegen den Angreifer geschleudert wird, decken."

„Dasjenige, was wir lieben? Was lieben wir? ... Was soll man darunter verstehen? Was meinen Sie? Meinen Sie sich selbst ... Pfeile des Witzes! Wer liebt nicht Witz!"

So rief man durch einander.

Schiött sagte: „Wer liebt nicht Witz? Prächtiges Wort! Der Witz ist ein Degen; Derjenige, welcher den Griff hält, und zustößt, liebt ihn, Derjenige, welcher den Stich erhält, liebt ihn nicht, sondern schreit, daß solche satyrische und gefühllose Waffen verboten werden sollten."

„Laßt uns aber von solchen subjectiven Bestimmungen wie diejenige, ob wir den Witz lieben oder nicht lieben, absehen und statt dessen ihm seinen rechten Platz anweisen. Ich denke, sowohl Herr Mendoza wie sein Ritter stimmen mit mir überein, daß er unter die Kategorie des Komischen zu bringen ist. Was ist aber das Komische, meine Herrschaften?"

Schiött hielt einen Augenblick inne; da sich aber Niemand erbot, zu antworten, nahm er wieder das Wort: „Es ist das Göttliche! ... o, Sie brauchen nicht aufzufahren, Herr Bregning ... Was ist denn das Ernste? — Das Ernste ist das Menschliche, das

von der Erde Belastete. Sie können es im Leben gewahren. Je mehr sich die Beschäftigungen der Menschen in das Materielle, das Nicht-Göttliche vertiefen, desto mehr entfernen sie sich vom Komischen. Nichts ist ernster als der Kampf um Speise, Trank und Hausmiethe, Niemand versteht Scherz, wenn es diesem gilt. Das Ernst-Erhabene, vom Lyrischen zum Tragischen, ist die Erhebung oder das Aufsteigen des Menschen von der Erde zum Ideal, oder Demjenigen, was man die Gottheit nannte. Der erhabenste ernste Dichter entfaltet seine Flügel, er trägt die Schmerzen des Erdreichs an seiner Brust, wie die Göttin der Nacht die beiden Kinder, schwingt sich damit empor zum Throne des Göttlichen, und gebadet in Thränen ruft er: Sieh, Vater! so ist Deine Erde! Und dort weint er sich satt, und später sieht man ein mildes, schwaches Lächeln um seinen Mund, einen schwachen Abglanz Desjenigen, was er sah. Denn die Gottheit — als Persönlichkeit gedacht — die Gottheit, welche er in seiner Phantasie suchte, ist das intensive Frohe und Schöne, das über aller Sorge und Mühe Erhabene, das, was in sich selbst ausruht, das Ideal. Aber von dem Gotte fällt ein Strahl, ein Schimmer auf den komischen Dichter. Da erfüllt sich sein Gemüth mit der intensiven Freude, es funkelt in seinen Augen, seine Lippen krümmen sich wie der

Bogen Apollo's und schleudern Pfeile gegen die Feinde des Ideals. Niemand arbeitet sich zu einem komischen Dichter auf, es kommt von dem Gotte wie durch Offenbarung; denn das Komische ist das Herabsteigen des Göttlichen zum Menschen, und wenn es sich zeigt, jubeln Alle, ohne einen Grund angeben zu können. Junge und Alte, Könige und Speckhöker, Gesunde und Kranke werden von homerischem Lachen geschüttelt, und vergessen in dem Augenblicke Alles, was der Erde angehört. Das Komische bricht aus dem Gemüthe wie eine unmittelbare Gabe des Glückes hervor, und wird — mit Vorsicht bewundert. Kleon bewunderte nicht den Aristophanes; aber unsere Professoren gerathen doch nach Verlauf von zwei Tausend Jahren in Entzücken über ihn, legen ihn aus, commentiren ihn und fordern uns Andere durch ihre Begeisterung auf, ihn — nach zwei Tausend Jahren nachzuahmen."

„Und laßt es Euch denn ein- für allemal gesagt sein" fuhr er fort, indem er aufstand und seine Stimme kräftiger wurde. „Wir wandeln nicht im Paradiese, wo man sich der Liebe überlassen und alle Menschen umarmen konnte, weil es deren nur zwei gab, und zwar ein Männlein und ein Weiblein. Es war sehr weise eingerichtet, daß die Menschen aus dem Paradiese mußten, bevor deren mehr wurden; würden erst einige Männer und einige Frauen darin gewesen sein, so

würde das Paradies von selbst aus ihnen herausgegangen sein. Wir sind unser Viele; dem Einen scheint, daß der Andere ihm im Wege steht; der Eine bedarf aber des Anderen, das ist das Gesetz der Civilisation und des Instinktes. Folglich kämpfen wir nicht wie in einem Reitergefecht, in welchem Jeder auf eigene Hand darein haut und sich Luft zu machen sucht. Es ist ein lange nicht so mannhafter Kampf, es ist ein feiger Kampf im Gewühl, über welchen die schwere Luft der süßlichen Höflichkeit und der heuchlerischen Gefühlsamkeit ausgebreitet ist. Es ist aber Platz genug vorhanden, wenn nur die Atmosphäre gereinigt wird — schlage Funken, stoße zu mit dem glänzenden, spitzen Degen, welcher durchbohrt, ohne zu tödten."

Es entstand eine tiefe Pause.

„Räumen Sie denn nicht ein" — fragte endlich Bregning — „daß in der stillen Friedlichkeit doch auch ein wahres und kräftiges Dasein liegt?"

„Ja, ich kenne sie, sie ist die negative Honnettigkeit — Was ich darunter verstehe? Nun, ein positiver, honnetter Mann ist ein solcher, welcher nicht nur eine Anschauung, ein Prinzip besitzt und dafür angesehen werden darf, sondern welcher auch die Kraft und den männlichen Muth besitzt, dafür zu kämpfen und seine Person, sein Dasein demselben zu widmen. Kennen Sie einen solchen? Wir haben keinen Man-

gel an Denen, welche die Fahne einer Meinung aufgezogen haben, aber etwas Anderes meinen, als sie sagen, oder nur das Prinzip lieben, so weit es ihrem Willen und ihrem Zwecke entspricht. Wir haben auch genug von Denen, welche ganz schön und hübsch die Wahrheit erkennen und um keinen Preis die Hand gegen sie aufheben würden. Wird aber die Wahrheit außerhalb ihrer vier Pfähle mörderisch angefallen, so ergreifen sie nicht die erste, beste Waffe, um hinauszueilen und für dieselbe zu kämpfen oder zu fallen; sondern sie heißen dem Dienstmädchen, nachzusehen, ob die Hausthür auch gut verschlossen sei, damit sich der Kampf um des Himmels willen ja nicht in ihr Haus hineinzieht und ihr Name in einen Skandal verwickelt wird. Und waren es ihre Freunde, welche den Anfall machten, so werden sie sagen, daß der Ueberfallene doch gewiß Veranlassung dazu gegeben hat. Dieses sind Menschen, welche alle möglichen Anlagen haben, um Märtyrer zu werden: Sanftheit, Erkenntniß der Wahrheit, Wissenschaft, und nur an Einem Mangel leiden: an Mangel an Muth, und sie werden daher nie etwas ausrichten können, und sie begehren es auch nicht, sie wollen nur innerhalb ihrer vier Pfähle in Frieden leben. Wer übrigens gesund ist und seiner eigenen Person halber nicht bange sein würde, hat Kinder; auf diese und auf ihre Zukunft soll Rücksicht genommen werden. Man

ist Vater; Kinder, welche nach der Meinung der Natur ein Segen sind, werden bei der Stellung der menschlichen Gesellschaft zur Idee ein Fluch. So lange aber der Zustand so ist, wie er ist, und die Bedingungen des menschlichen Lebens so sind, wie sie sind, ist die Ironie das Einzige, welches das Beste der Ideen wahrnimmt. Kommt zu einem solchen Bayard sans reproche et avec peur, so sprecht mit ihm über alles Mögliche, und Ihr werdet ihn fest, ruhig finden, lächelnd, so lange er durch seine blanken Stahlplatten und seinen Harnisch von negativer Honnettigkeit gedeckt ist. Er lobt mit sanfter Stimme das Eine, zuckt die Achseln über das Andere, er urtheilt klar und keck wie ein Radamanthos, so lange er in seinem weichen Sopha sitzt. Ja, er wird so lange mit besonnenem Muthe schön und erbaulich sprechen, bis Ihr anfangt, ihn mit dem ironischen Blicke anzusehen, welcher ihm nichts vorwirft, als nur, was er in seinem stillen Bewußtsein bei sich selbst findet: daß er keinen Muth hat; er steigt dann in den Keller seines Daseins nieder, geht wankend die Treppenstufen hinab, hält mit bebender Hand das Licht und sieht, daß es dort unten leer und finster ist. Und Ihr habt ihn gezwungen, diesen Gang zu thun, Ihr habt ihn durch Euern ironischen Blick dazu vermocht, im Innern nachzusuchen. Das vergiebt er Euch nie, und daher sollt Ihr, wenn Ihr selbst feige seid,

auch einen solchen Blick nicht wagen. Bei einer solchen Gelegenheit zu reden, ist ungleich schwieriger, denn dazu gehört eine in hohem Grade sichere Persönlichkeit; kommt aber das Wort, so ist es wie eine Geißel. Ihr, wir haben nun einmal solche Mündigkeit nicht im Angesichte der Angesessenen, Achtungswerthen, Soliden, mit einem oder mehreren Orden oder wenigstens einem Titel Bedeckten — lasset daher der guten Zucht wegen die Geißel unter den Jungen geschwungen werden."

Es wogte unter den Zuhörern; Einige waren mit fortgerissen, Andere suchten nach Argumenten, um Schiött zu bekämpfen.

Otto war hinzugekommen und sagte eifrig: „Es sollte sein wie in der antiken Zeit, als man ungehindert sich den Besten anschließen und ungehindert mit ihnen in den Säulengängen der Akademie verkehren konnte." Und bei diesen Worten mußte er unwillkürlich einen bewundernden Blick auf Schiött werfen.

„Sind Sie denn besser?" fragte Bregning Schiött. „Und dürfen Sie denn verlangen, daß das unbarmherzige Tribunal der Wahrheit über Sie gesetzt wird?"

„Besser als was? Ein besserer Philolog, Jurist, Töpfer? Das Einzige, was mir obliegen kann, wenn ich die Menschen kritisire, ist, ein guter Kritiker zu sein, oder soll ich vielleicht ein Attest von einem Prie

ster wegen eines guten moralischen Wandels beibringen, um sagen zu dürfen, daß ein Hase ein Cuyon ist?"

„Es steht Ihnen aber nicht frei, zu sprechen, als ob alle Anderen Gauner seien!" sagte Held.

„Held, Held! Müssen Sie nun Ihren Rücken mit Uebertreibungen peitschen, um Muth zu bekommen, mir entgegen zu treten?" fragte Schiött. Er sah seine Zuhörer zu der gewohnten Aufmerksamkeit gezwungen und seinen nächsten Widersacher gereizt, und wurde nun selbst ruhiger. Er setzte hinzu: „Ich sage außerdem nicht, daß wir schlechter sind als die Menschen anderswo, im Gegentheil, wir sind doch wohl gemüthlicher und gutmüthiger?"

„Nun ja!"

„Endlich hörten Sie also die lobende Floskel! Das erleichterte, wie? Sie thut so wohl! Sie sollte wie das God save the king der Engländer am Schlusse jeder Vorstellung angebracht werden."

„Sie räumen ja aber selbst die Richtigkeit ein!"

„Erkennen Sie aber den Preis, um welchen die Herrlichkeit erkauft ist — gegen die entsprechende Portion Schwachheit — so verändern wir die Rechnung und gelangen zu demselben Facit. Derjenige Theil des Volkes, welcher unser geistiges Leben auf seinen Schultern trägt, ist eine Beamtenwelt mit 1500 Bankthalern jährlicher Gage im Durchschnitt . . . ."

„Aber unbestechlich und achtungswerth!“

„Nun ja! Und häuslich und nett und gut gekleidet … Haben Sie noch mehrere Tugenden anzuführen, ehe das Verzeichniß geschlossen wird? — Ich erwähnte übrigens der Gage nur in der Absicht, um damit anzudeuten, daß man in einem Stande, welcher kein großes Haus machen kann, sich so einrichtet, daß das Salon- und Familienleben zusammenschmilzt, der Gemüthlichkeit ad majorem gloriam.“

„Nennen Sie dies denn einen Fehler?“

„Nein, halten Sie aber einen Fehler, welchen ich im Laufe der Rede begehen möchte, für einen Klumpen Gold?“

„Nein, warum?“

„Denn Sie sehen so begierig aus, als könnten Sie mit einem meiner Fehler den runden Thurm und das ganze polirte Leben vergolden.“

„Was haben Sie denn über diese Beamtenwelt zu sagen?“

„Daß wir in geistiger Beziehung nur die eine Welt, die eine Gesellschaft haben, und diese ist, wie wir schon übereingekommen sind, eine Beamtenwelt, eine Rücksichtswelt. Man kennt einander, kommt in unzählige Berührungen, soll gut mit einander befreundet sein, soll auf der Straße grüßen und gegrüßt werden, es dürfen keine Wolken am Himmel der Behag

lichkeit auftauchen. Folglich rundet man so viel als möglich alles Eckige an seiner Person ab und wird in der höchsten Vollkommenheit zu einem angenehmen, liebenswürdigen, biegsamen Rohr."

„Hegen Sie denn aber keine Achtung gegen den kräftigen Mann?"

„Ja, in seinem Bewußtsein! In seinem stillen Sinn, oder unter vier Augen flüstert mancher Mann seinen kräftigen Protest gegen die Meinung der Mode."

„Sie wissen sehr gut selbst, daß es ungerecht oder bizarr ist ...."

„Und Sie wissen eben so gut, daß die allgemeine, wahre Regel immer ungerecht klingt, wenn man nicht die Ausnahmen nennen kann und es nicht thun will, damit Andere nicht über die Ausnahme die Regel übersehen sollen. Sie wissen, Sie fühlen recht gut, daß diese angenehme Lauigkeit das besondere Kennzeichen unseres Lebens ist. Und in derselben kann kein origineller und kräftiger Charakter gedeihen! In der Luft unserer officiellen Welt erwächs't eine Literatur und eine Kunst, in welchen das eigentliche Ideal zu verschwinden scheint und Alles nur nach etwas untergeordnet Schönem, nach Niedlichkeit und Zierlichkeit trachtet. Die Eiche fällt und wird durch Erlengebüsch ersetzt; statt des Drama's erhalten wir das Vaudeville; an die Stelle des großen historischen Styls mit edlem, erha-

benem Reiz tritt die Genremalerei, die Idealisirung der Koffer und Kohlstrünke, die Verewigung der unbedeutenden menschlichen Beschäftigungen und Gemüthsbewegungen. O, Schwachheit, Dein Name ist — Mann!“ — und bei diesen letzten Worten machte Schiótt eine Bewegung mit der Hand, als wollte er Alles, nah und fern, und sich selbst bezeichnen.

„Das ist wahr!“ rief man aus. — „Das kommt aber vom Absolutismus! ... Das kommt aber von unserer Maskopei mit dem Deutschthum, und von dem Drucke des Nationalgeistes ...“

Held sagte: „Insofern gebe ich Schiótt Recht, als ich einsehe, daß sich das Gute und Schlechte bei einer kleinen Nation nur in einem schwachen Maaßstabe und in verhältnißmäßig geringer Kraft zeigen muß.“

„Sind wir denn eine kleinere Nation als die Athener?“

„O, hätten wir wie die Griechen einen Anfall von den Barbaren zu bekämpfen, so würde unsere Civilisation auch während des Kampfes und nach demselben herrliche Blüthen entfalten! Wir sind aber überall von Civilisation umgeben, und das, was wir bedürfen, ist Naturkraft!“

„Woher sollen wir diese nehmen? Sollen wir vielleicht Matrosen und Bauern zu Professoren, Gesetzgebern und Künstlern machen? Soll die Schönheit mit

Füßen getreten werden, oder sollen diese civilisirt und eben so verderbt werden, wie wir?“

Held antwortete: „Ich gehe zu keinem Extrem über, und vergöttere nicht die Nationalität auf Kosten der Civilisation; wir sollten uns aber mit dem Naturverwandten ausdehnen, und mit Norwegern und Schweden Eine Nation bilden! Die Civilisation, welche wir besitzen, soll zu einem größern Wirkungskreise berufen werden, ein größeres Vaterland finden und das Bewußtsein einer größeren Kraft und Bedeutung in Europa haben.“

„Ja,“ rief Einer, „es lebe Skandinavien! Einmal mit der Zeit werde es ganz —

Dann wird der freie,
Mächtige Norden
Führen zum Siege
Die Sache des Volks!“

Schiött sagte: „Ich darf ohne Unbescheidenheit annehmen, daß die Herren wissen, daß ich mich nicht auf Politik verstehe. Ich darf daher wohl fragen, wie dieses zugehen soll?“

„Nun, zugehen! Es ist zugegangen, und nicht umsonst fallen von dem Ringe Odins in jeder neunten Nacht acht neue Ringe herab und halten die historische Kette aufrecht! Unsere Vorväter sind mit einander auf Vikingerzüge ausgezogen und haben tapfer Blut zusammengemischt und Siegeshymnen gesungen, mochte

es nun zum Siege oder zur Niederlage gehen. Unsere Vorväter hatten einen Löwenkopf und Herzensspiegel, und das müssen wir auch haben!“

„Ich bin zufrieden mit meinem Kopfe, so wie er ist,“ sagte Schiött.

„Er sieht Ihnen ähnlich!“

„Das ist nicht zu leugnen; wem sollte mein Kopf sonst ähnlich sehen?“

„O, mit Loke können selbst die Asen nicht vernünftig disputiren!“

„Nein, das war aber Loke's Schuld!“

Helzen rief: „Ich will Ihnen sagen, wie es zugehen soll. Es liegt eine Logik im Instinkte ...“

„Vergessen Sie nicht, was Sie sagen wollen, Herr Helzen; aber wenn Sie Korn auf dem Markte kaufen wollen, werden Sie sich dann nach dem Instinkte richten, oder nach einer Anschauung? ...“

„Das ist ganz etwas Anderes!“

„Wenn Sie nach Skandinavien gehen wollen, werden Sie dann zusehen, ob — nun, Mendoza ist fort — Moses Balken unter das Eis gelegt hat? ...“

„Das ist ganz etwas Anderes, als dasjenige, was ich damals über die Kunst sagte!“

„Weßhalb?“

„Weil ein Unterschied ist zwischen einem Schön-

heitsideal und Etwas, welches ohne Genialität, durch den Willen des Volkes erreicht werden kann."

„Das Volk ist selbst ein Genie, und das Genie giebt sich selbst Gesetze!" rief Otto.

Held sagte: „Erklären Sie mir, Schiött, wie es zugeht, daß Sie oft, wenn Sie sprechen, auf ein fernes, vielleicht unerreichbares Ideal hinweisen; wenn aber Andere ein Ideal haben, so heben Sie so bestimmt die Unerreichbarkeit desselben hervor?"

„Das werde ich Ihnen sagen," antwortete Schiött kaltblütig. „Wenn Sie von Ihrem Ideale sprechen, so stehe ich auf dem Standpunkte der Natur, ich erlaube Ihnen aber, wenn ich von meinem Ideale rede, sich gleichfalls auf den Standpunkt der Natur zu stellen, und wenn Sie meine Natur beurtheilen, so urtheilen Sie nicht nach Ihrer Natur, sondern nach dem Ideale; es ist die menschliche Natur ... Außerdem habe ich Autoritäten für mich sowohl in der neuesten Literatur als in der antiken."

„In der antiken?"

„Ja, es war einmal ein Mann, der hieß Aristophanes, und er hat ein Lustspiel geschrieben, welches „die Vögel" hieß."

„O! ein Lustspiel!" ...

„Sie wissen genugsam, daß die Comödie der Al-

ten außerordentlich politisch war; man verhandelte darin die Staatssachen fast eben so gründlich wie hier oben."

„Was war denn der Inhalt der „Vögel"?" fragte Einer.

„Zwei skandinavische Athener, Namens Rathlieb und Frohhoffnung, kommen zu den Vögeln und rathen ihnen, sich von Zeus und den Menschenkindern zu emancipiren, erinnern sie an die Zeit, da die Vögel selbst göttlich waren wie Hugin und Munin — wo blieb mein Freund mit dem Löwenkopfe? Nun, er ging, kehrt aber fürchterlich zurück — also Hugin und Munin, die beiden Raben, von denen Odin seine ganze Weisheit erhielt; sie fordern die Vögel auf, die Macht zurückzunehmen, wie sie zu Odin's Zeit gewesen sei; zu dem Ende die Luft, worin sie leben und fliegen, und in der ihre Vorväter geflogen haben, für ihr rechtmäßiges Eigenthum zu erklären, das Ganze zu einer uneinnehmbaren Burg zu befestigen, erst aber und vor allen Dingen der Burg einen herrlichen und wohlklingenden Namen zu geben, nämlich Nephelakokkygia, welches, wie jeder Hellene weiß, beinahe wortgetreu übersetzt so viel als Luftkastellenburg heißt. Da erlaubt ein naseweiser Vogel sich die Bemerkung über ihren beabsichtigten Kampf gegen das Bestehende, daß der Ausfall etwas bedenklich werden könnte:

„„Denn Zeus giebt Zepter und Macht gewiß einem Vogel nicht hin!““

„Der naseweise Vogel! Wir sind aber keine Vögel! ... Das Volk des Nordens hat jedenfalls Schnabel und Klauen!“ rief man.

„Erlauben Sie mir, noch ein klein Weniges mehr zu erzählen. Als die Vögel sich berathen hatten und einen Herold an die Menschen mit der Botschaft, daß sie ihre Luftkastellenburg bauen würden, abgesandt hatten, kommt der Herold zurück und meldet, daß die Idee allgemeinen Enthusiasmus unter den Studenten erregt hat:

„Früher sokratisirend
Trugen sie Stöcke. Jetzt aber
Vogeltoll, thun sie mit Freuden
Alles, was Vögel thun.

und schicken sich an, in die Gesellschaft mit einzutreten, zu welchem Ende **20,000** Flügel requirirt werden. — Sehen Sie, Flügel sind es, welche man darauf bedacht sein muß, denjenigen Leuten zu geben, welche das Bestehende von der Luftkastellenburg aus bekämpfen wollen.“

„Oh, seien Sie nur ruhig! Die Flügel bringen sie selbst mit, sie bestehen in einer gemeinsamen Vorzeit und gemeinsamen Erinnerungen, in der Hoffnung und dem Glauben. Gott sei gedankt, es gehen nicht Alle wie flügellose Zweifler.“

„Ja, durch Worte werden Alle beflügelt,“ sagt Aristophanes gerade auch.

„Sie sprechen von dem Bestehenden,“ sagte Held; „ist das Bestehende aber wirklich Etwas, was fest steht, oder ist es eigentlich das Luftige, Veränderliche, welches im nächsten Augenblicke ein anderes, auf den Willen des Mannes gebautes, Bestehendes geworden ist?“

„Das Bestehende!“ rief Helzen; „wer weiß, wann ein Sturm kommen und es wie ein Kartenhaus umreißen kann! Es ist ohnehin something rotten darin!“

„Aha!“ sagte Schiött, „nun fange ich an, Respect zu bekommen. Sie wollen Ihre Habe realisiren.“

„Ja wohl, realisiren, verwirklichen!“ rief Einer aus. „Die Freiheit realisiren! Wenn sie kommt, so werden die edelsten Kräfte des Volkes, seine ganze Intelligenz, sein Muth und seine Vaterlandsliebe zur Regierung berufen. Dann werden wir die Majestäten des Volkes zu Thinge sitzen sehen! Dann verschwindet das ganze Perrückenwesen, alle Kleinlichkeit und Eigenliebe, alles trockene Formwesen! Baldur tritt in die Halle des Hels und alle bleichen Comptoirseelen kriechen zusammen, fühlen Schmerzen und flüchten beim Erblicken seiner Göttergestalt. Dann kommt die Zeit der Auferstehung, die Zeit des Hochsinns, der Wahrhaf-

tigkeit und der Eintracht! Und sollen wir sie durch eine Zeit des Schwertes und der Axt erlangen, werden wir noch im Sturmschritt vorgehen und sie nehmen, dann wohlan:

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle müssen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeih'n!"

„Es lebe die Freiheit!" rief ein Anderer. „Es leben Dänemark und die Brüderreiche! Es lebe die Freiheit im Norden! Dann gehen wir vereint gegen den Despoten im Osten. Vom Osten her weht Kälte des Todes; im Osten wacht man eifersüchtig darüber, daß der Norden nicht frei werde ... Die Freiheit aber soll Dänemark mit den Brüdervölkern vereinen, und wie ein ausgezeichneter Redner gesagt hat, während wir Schleswig bekommen, überreichen wir Finnland an Schweden in Morgengabe!

Wir haben lange genug geliebt —
Wir wollen endlich hassen!"

„Das ist Naturkraft," sagte Bregning halblaut.

„Der Theolog protestirt!" rief Helzen.

„Was soll das heißen?" fragte der letzte Redner.

„Ich sagte nur, daß es Naturkraft sei ..."

„Nun, und was haben Sie dagegen?"

„Wohlan! Ich glaube eben so dänisch zu sein wie irgend Einer, und halte die Vaterlandsliebe für eine verhältnißmäßig heilige und schöne Sache; wäh-

rend Sie aber redeten, stand der Gedanke klar vor mir, daß die stärkende Wiedergeburt, von der hier gesprochen ist, durch die Religion geschehen muß ...“

„Oh, oh! Können wir nicht verschont bleiben! ... Da können wir Sie mit Ihren eigenen Waffen schlagen. Ein ordinirter Priester und ein Mann, vor dessen Namen jeder Däne den Hut abnimmt, hat öffentlich und unbestritten erklärt, daß die Politik der Völker nichts mit der Religion zu thun hat, und daß man die christliche Moral nicht auf politische Verhältnisse anwenden kann. Mögen wir denn verschont bleiben! Die Muttersprache ist ein herrlicher Ton, und Asa-Thor wird sie schon zu schirmen wissen!“

Helzen sagte docirend: „Die philosophische Erkenntniß einerseits und das Nationalgefühl andererseits hat die Völker aus den alten Vorurtheilen herausgeführt und ihnen gezeigt, daß „die Religion nur ein Bollwerk ist, hinter welchem die Herrscher sich verstecken.“ Die Völker erwachen aus der Dumpfheit und Erschlaffung, denen sie sich mit christlicher Resignation überlassen haben! Man fordert sein Recht! Und das muß man einigen Geistlichen, sowohl hier als in Deutschland, lassen, daß sie nicht taub gegen die Stimme des Volkes sind, ja, sie gehen im Kampfe voran. Kommt es dann zur Sache, und tragen sie eines Gesichtes wegen das Kreuz, so werden wir sehen, daß es zum Thors-

hammer geworden ist, und wo der Schlag hinfällt, wächs't kein Gras."

Held ging.

„Es muß ein Ungewitter kommen," fuhr Helzen fort; „Alles ist zu schwül und drückend; Alles, vom Größten bis zum Kleinsten, ächzt vor Erschöpfung. Geht man in Gesellschaft, so ist es, als wenn der Rock, den man trägt, für Einen selbst spricht. Der schöne, schwarze Rock unterhält sich mit den schönen Kleidern der Damen, und das ganze Gespräch spinnt sich fort wie zwischen trockenem Zeug ...."

„Wir sollten Alle nackend gehen," sagte der Theolog, „so würden die Kleider nicht das Wort führen."

„Das war eine ächt priesterliche Aeußerung!" rief Helzen; „das hieß recht, den schlimmsten Gedanken aus der Rede herauslocken, um sich über die Gottlosigkeit der Menschen bekreuzen zu können! Wollen Sie nicht eine Predigt darüber halten und mit einem Dankgebet schließen, daß Sie besser sind als ich armer Zöllner?"

„Ich muß gut getroffen haben, da es so schmerzt," bemerkte Bregning.

„Bravo, Herr Satyrikus!" rief Schiött im Fortgehen.

„Nun," sagte Helzen, „ich gönne ihm den Tri=

umph; er faßte meinen Gedanken auf, gab ihm aber eine häßliche Form ...“

„Ich kleidete ihn nackend aus ...“

„Sie machten ihn zu etwas Anderem als das, was er bei mir war! Die Frommen verstehen sich so gut darauf! Wenn wir nicht sündhaft wären, könnten sie sich nicht vor die Brust schlagen; ihr größter Kummer würde sein, wenn wir Alle eben so ehrbar wie sie selbst wären.“

„Weßhalb machen Sie denn nicht den Frommen diesen Kummer?“ fragte Bregning.

Otto war gleich nach Schiött gegangen und hatte ihn auf der Treppe eingeholt. — „Weßhalb gehen Sie?“ fragte Schiött.

Nach einem kurzen Zaudern antwortete Otto: „Aufrichtig gesagt, ich wollte Sie gern begleiten.“

„Höchst verbunden.“

„Warum gingen Sie aber?“

„Hm, einmal sollen wir Alle gehen ... übrigens muß ich, da Sie mir die Ehre Ihrer Begleitung anthun, Ihnen für die ausgezeichnete Floskel, welche Sie vorbrachten, danken: „„Das Volk ist selbst ein Genie, und das Genie giebt sich selbst Gesetze““ — war es nicht so? Den letzten Theil des Werkes hatten Sie durch die zweite oder dritte Hand vom Aristoteles ...“

„Durch die erste ...“

„Nun, schon gut; den ersten Theil haben Sie wohl aus Thiers' Revolutionsgeschichte. War es Danton oder Vergniaud, oder wer von Ihren Helden war es, welcher dem Pöbel zurief: „Das Volk ist selbst ein Genie!“ und mit enthusiastischem Beifalle belohnt ward? Schämen Sie sich nicht, eine solche Floskel zu gebrauchen und Politik zu treiben in der Art, wie mein Freund mit dem Löwenkopfe?“

Otto antwortete verlegen und verwirrt: „Er ist doch ein gutmüthiger und ehrlicher Bursche.“

„Ehrlich! Ja, er ist unleugbar eine Mischung von Ehrlichkeit, Eitelkeit und mittelmäßiger Fähigkeit, eine zusammengepeitschte Mischung von Bier, Meth und Birnenmuß; er weiß nicht, wann er lügt, und weiß nicht, wann er die Wahrheit spricht; er verhält sich zu einem Menschen, wie Bierschaum zu klarem Wein; Kinder aber und kindische Seelen sagen von ihm: Seht, wie ehrlich er schäumt!“

„Was haben Sie denn gegen die Politik?“

„Die Politik als Wissenschaft von Städten und Reichen hat mir durchaus nichts zu Leide gethan; aber dasjenige, was im Allgemeinen Politik genannt wird, besteht in einer „begeisterten“ Rede ohne Erkenntniß, im Schwärmen für einen Nebel, welcher mit dem Titel Ideal beehrt wird. Ueber das Christenthum des Herrn Bregning sind sie glücklich hinausgekommen;

aber einer von den Böcken des Gottes Thor würde großes Glück bei ihnen machen, und wie ein Apis von ihnen verehrt werden."

„Ist man denn aber nicht berechtigt und verpflichtet, für das Vaterland begeistert zu sein, und kommt dies nicht insbesondere uns Studenten zu?"

„Ja, aber der neuen Matrikel?"

„Der neuen Matrikel?"

„Ja, kennen Sie nicht hinlänglich den Unterschied zwischen der alten und neuen Matrikel?"

„Nein, wie kommen Sie aber darauf, von der Matrikel zu reden?"

„Weil ich, wenn ich mich insbesondere für mein Vaterland interessiren und dessen Politik beurtheilen würde, ich damit beginnen würde, es zu studiren!"

„Ah so! ... Es giebt aber doch gewisse allgemeine Anschauungen und Principien, welche man ohne cameralistisches Specialstudium haben kann; sie gründen sich auf eine Kenntniß der Geschichte und des Volkes und, ich glaube beinahe, auf die bloße Eigenschaft, daß man in einem bestimmten Volke geboren ist, und auf seine vernünftige, aufgeklärte Liebe zu demselben."

„Aufgeklärtheit? Kenntniß der Geschichte? Nun, kennen Sie den Inhalt des Traktates, welcher 1603 zwischen Dänemark und dem Kieler Herzog — wie hieß er doch? — abgeschlossen wurde?"

„Das weiß ich nicht.“

„Ich auch nicht; wenn ich aufrichtig sprechen soll, so glaube ich, daß im Jahre **1603** kein Traktat abgeschlossen wurde und kein Kieler Herzog existirte.“

„Ich werde nicht lange so unwissend sein.“

„Das ist ganz gut; Sie brauchen aber nicht böse auf mich zu sein, weil ich die Grundlage zu Ihrem künftigen großen Wissen lege.“

„Auf welche Weise dieses?“

„Nun, weil ich Ihnen zeige, daß Sie nichts wissen. Sie werden doch nicht leugnen, daß dieses die erste unerläßliche Bedingung aller Kenntniß ist, so daß, wenn Sie einst Professor werden und wie eine Pyramide über alle Matrikel, Traktate und Rescripte hervorragen, ich Ihr Fundament bin.“

„Sie haben Recht, und ich danke Ihnen aufrichtig für die Wahrheit, welche Sie mir sagten, obgleich sie bitter schmeckte.“

„Es ist die reine Menschennatur. Sagen Sie zu einem Propst, daß er sich nicht auf die Medicin verstehe, so wird er über die bittere Wahrheit böse werden, obgleich es die reine Wahrheit ist. Wir wollen Alle unsere Unwissenheit respectirt wissen, wie die Muselmänner ihre Weiber; Niemand darf den Schleier lüften. — Wenn Sie nun aber arbeiten und studiren wollen, so lassen Sie mich, da ich nun einmal dazu

aufgelegt bin, Sie darum bitten, Achtung vor den Göttern zu haben und nicht zum Amtsexamen zu studiren. — Weßhalb studiren Sie Jura?“

Otto erinnerte sich in diesem Augenblicke daran, daß sein Studium eigentlich dadurch bestimmt war, weil Emilie bei einer Gelegenheit zu ihm gesagt hatte: „So studirst Du zum Bürgermeister.“ Ein anderes Studium war ihm nicht eingefallen.

Er schwieg, und Schiött fuhr fort: „Nun, es geht Ihnen, wie es so vielen Anderen geht. Ich sage nicht, daß Sie nicht Ihr juristisches Examen machen sollen, im Gegentheil, es kann gut sein, einen festen Anhaltpunkt im Leben zu haben, und jedenfalls ist es nun einmal nothwendig. Machen Sie es aber nicht so, wie die Menge. Sie vertiefen sich in das Brotstudium, beständig mit dem schönen, runden, gedeckten Tische vor Augen, und inzwischen werfen sie mit begeisterten Floskeln um sich, welche keinen Halt haben. Der Enthusiasmus verspritzt, und wenn sie Beamte werden, sind sie in ein Specialstudium eingeschnürt, haben für die schöneren Interessen des Lebens nur einige vage, sentimentale Erinnerungen, und ein Titel, ein Band, ein Kreuz ist der Gegenstand des Trachtens ihrer Seele — ich will nicht sagen, daß sie im Grunde Werth auf dieses Spielzeug legen; es gehört aber einmal mit zur Mandarinwürde, denn was wäre ein

Mandarin ohne den weißen Knopf und die Flaumfeder? Und so wird nach und nach ihr Ideal ein Alltagsgeschichtsheld mit Brüsseler Fußdecken . . . hörten Sie nicht einmal Milner? — Man darf sich nicht verlieren. Man muß sich bei Zeiten einen allgemeinen Ueberblick, allgemeine, auf wahre Erkenntniß gegründete Lebensinteressen schaffen. Sie können Ihre Jura studiren, aber Sie müssen weiter gehen, als die Vorlesungen und eine Menge Seitenzweige umfassen; zu den trockenen Gesetzsammlungen gehört das Rechtsbewußtsein, zum Rechtsbewußtsein die Geschichte, zur Geschichte die Poesie; zur Beurtheilung eines einzelnen Volks gehört eine Vergleichung mit andern Völkerschaften. Erst, wenn der Blick auf solche Weise erweitert wird und eine allseitige Erkenntniß kommt, hört man auf, Barbar zu sein, dann hat man die aufgeklärte, erkennende Vaterlandsliebe, nährt sich nicht von Meinungen und giebt sie nicht wie die Enten im Straßenpfuhl wieder von sich. Es ist merkwürdig, was ich diesen Abend für ein großer Redner bin. Das kommt aber daher, weil ich doch wirklich drin einen aufregenden kleinen Kampf hatte. Er hat mich ordentlich dazu aufgelegt gemacht."

Otto war von Schiött's Worten ergriffen und nahm die ihm gegebenen Rathschläge mit ganzer Seele auf. Gerade weil sie so gut waren, schienen sie ihm

so leicht zu befolgen, und er fühlte zugleich Bewunderung für den Rathgeber, für einen Menschen, welcher die veränderlichen, flüchtigen Stimmungen dahin bringen konnte, sich zu crystallisiren und sie selbst mit kunstverständigem Blicke von außen zu betrachten.

Ein großer, hübscher, ältlicher Mann ging an ihnen vorüber. „Sehen Sie," sagte Schiött, „er hat keine außerordentlichen Gaben; aber er hat Glück in der Welt gemacht; er hat mit den liebenswürdigsten Damen Liebesverhältnisse gehabt und es verstanden, jede Liaison durch Klugheit und Liebenswürdigkeit in Freundschaft zu verwandeln, worauf die Freundschaften ihn auf den Platz gehoben haben, welchen er jetzt einnimmt. —" Schiött sagte dies mit einem Tone, welcher eine besondere Mischung von Ironie und Bewunderung enthielt.

Otto erwiderte: „Das verstehe ich nicht. Es scheint mir, daß Haß auf Liebe folgen muß."

„Das muß davon kommen, weil Sie nicht liebenswürdig sind," sagte Schiött.

„Es scheint mir auch, daß es unwürdig ist, sich durch die Frauen erheben zu lassen," fuhr Otto fort; „man soll sich durch seine eigene Tüchtigkeit Bahn brechen."

„So sollen Sie pro primo verteufelt tüchtig sein,

und pro secundo werden Sie leicht zu einem Arnold von Winkelried."

„Wie dieses?

„Dem Tüchtigen, Einsamen, Ernsten, Trotzigen stellt sich die Welt mit eingelegten Lanzen entgegen. Alle Mittelmäßigen und weniger Tüchtigen stehen mit den scharfen Lanzen des Neides im vorderen Gliede. Alle Vornehmen und Einflußreichen verlangen, daß der Kommende liebenswürdig sein soll; sie stehen hinten und stärken das erste Glied blos dadurch, daß sie da stehen. Soll er sich nun Bahn brechen, so ergreift er die Lanzen, nimmt sie in seine Brust auf, und — fällt."

„Das wollte ich gerne," sagte Otto mißmuthig, „so wäre es vorbei."

„Denken Sie aber daran, daß ich figürlich sprach. Die Lanzen waren keine wirklichen Lanzen, sondern Stecknadeln."

„Ist das wirklich das Leben?" fragte Otto.

„Ja, das ist wirklich das alte Leben."

„So wäre ein Pistolenschuß das Beste."

„Gute Nacht, Herr Werther! Grüßen Sie Lotte!"

„Nein, hören Sie, Sie sprachen einen Augenblick so ernsthaft, thun Sie es noch eine Minute. Sagen Sie mir, giebt es denn gar keinen Platz im Leben,

wohin man sich Bahn brechen kann? Können Sie mir durchaus nicht einen Punkt zeigen, der werth zu erreichen wäre, auf welchem man das Dasein in einer schönen und angesehenen Stellung verleben und fühlen könnte?“

„Angesehene Stellung? Schließen Sie sich einer Partei an.“

„Welcher?“

„Das muß von Ihnen selbst und den Umständen abhängen. Das muß aber auch davon abhängen, ob Sie von Natur ein guter Kamerad sind. Alle Parteien wollen herrschen, sei es nun im Staat, in der Kirche, in der Kunst, im Klubb oder wo es sonst sein mag, und um zur Herrschaft zu gelangen, muß man Andere bei Seite schieben. Jede Partei ist ein zusammengebundener Besen, in welchem jedes einzelne Reis losfegen muß, wenn der Besen fegt. Der Besen liegt nicht in der Wahrheit, wohl aber die Wahrheit in dem Besen und sie muß seinen Bewegungen folgen. Man muß, selbst wenn man ein geschickter Mensch ist, die merkwürdigen kameradlichen Gaben besitzen, daß man der Idee wegen der Wahrheit huldigt, und dabei zugleich überzeugt ist, daß die Wahrheit nicht ohne die Partei gedeihen kann, selbst wenn die Partei lügt.“

„Man muß doch eine Idee haben, an welche man glaubt!“

„Ja, Sie sollen aber Mitgläubige haben, Sie müssen den Glauben Ihrer Mitgläubigen theilen, oder sich immer ein wenig nach ihnen richten. Und wie viele von den Mitgläubigen glauben Sie denn, kümmern sich um den Glauben an die Idee?"

„Wie kann die Welt denn zusammenhängen?"

„Durch die Centripetalkraft, die Centrifugalkraft, das Gesetz der Schwere und das Gesetz des Gleichgewichts, durch die Balance der Interessen. An jeden ideellen Gedanken setzt sich ein gewisses System von Interessen, gleichwie die Schaalthiere sich an einen in's Meer versenkten Gegenstand setzen. An den besten ideellen Gedanken setzt sich die größte Masse von gewichtigen, groben Interessen, dies ist ein Naturgesetz, und dadurch erhält er das meiste Gewicht und ist siegreich, bis sich hinlänglich viele Schaalthiere an eine entgegengesetzte Idee hängen und die erstere aufkippen. Durch die Schwere der Schaalthiere bewegt sich die Welt vorwärts zur unendlichen Vollkommenheit."

„Die Welt ist doch herrlich."

„Ja; wir haben von der ganzen Herrlichkeit,
Von all ihrem Glanz und Schimmer
Nichts als die Mühe und als die Schmerzen,
Und wofür wir uns halten in unsern Herzen."

„Wir sehen das Ganze mit Scharfsinn und lebendigem Blicke an, halten uns fern von Haß und

13*

Mißgunst, nähren uns von der Schönheit und werden stark durch ...“

„Ja, aber Handlung, Handlung!“

„Was nennen Sie Handlung? Sie wissen, oder Sie wissen vielleicht nicht, daß Goethe dem Feldzuge beiwohnte, welchen die Preußen und Oesterreicher unter dem Herzoge von Braunschweig im Jahre **1792** nach Frankreich unternahmen.“

„Wohnte Goethe demselben bei?“

„Ja, Sie können es selbst in seinen Werken lesen. Als die Deutschen Verdün bombardirten, stand Goethe des Nachts bei einer von den Batterieen und sah zu, wie hübsch es sich ausnahm: Die Kanonade, der Brand in der Stadt u. s. w., und dann fing er an, mit dem Fürsten von Reuß hinter einer Weinbergsmauer auf und ab zu spazieren, und entwickelte ihm seine Theorie über die Farben, nach einer Beobachtung, welche er am Morgen bei einer Quelle gemacht hatte.“

„Hm, das gefällt mir eben nicht.“

„Warum nicht? Sollte er vielleicht sentimental gewesen sein und gejammert haben?“

„Ich weiß nicht ... es scheint mir ein Mangel an Männlichkeit darin zu liegen.“

„Männlichkeit? Sie haben doch von der Schlacht bei Valmy, oder der Kanonade bei Valmy gelesen?“

„Ja, dort, wo Dumouriez die Verbündeten zum Rückzuge zwang.“

„Sie kennen Ihre Kosod's Geschichte beinahe wortgetreu. So ist es richtig. Es wurden ungefähr 20,000 Kanonenschüsse abgefeuert, und mitten in der Schlacht, als Goethe hinter einem Hügel hält, bekommt er Lust, an sich selbst zu probiren, wie das Kanonenfieber eigentlich ist. Deßhalb reitet er mitten in einem Regen von Kanonenkugeln die Anhöhe hinauf, und hält auf dieser so lange, bis er sich hinlänglich beobachtet hat. Nennen Sie dieses Männlichkeit oder nicht?“

„Ist es aber auch ganz wahr?“

„Die Stabsoffiziere trafen ihn ja auf der Anhöhe, und es wurde der Ritt später an der königlichen Tafel mit großem Erstaunen besprochen.“

„Das ist wirklich merkwürdig. Was nun aber?“

„Was nun aber? Dies, meine ich nun, ist die wahre Art, das Leben aufzufassen: „schön zu entwickeln seine Menschlichkeit,“ wie Giulio Romano im „Correggio“ sagt, unter allen Umständen Acht zu geben auf die ruhige, städteerbauende Macht der Schönheit, in sich selbst Etwas zu werden, eine Persönlichkeit zu bilden, welche unabhängig an Seele und Willen dasteht, immer bereit, den ersten Augenblick, wenn er kommt, zu ergreifen.“

„Wenn er nun aber nicht kommt?“

„Er kommt! Er läßt sich aber nicht vorher anmelden, sondern kommt entweder mit Ungestüm oder ruhig und sanft. Es kann sein, daß, wenn Sie einmal gedankenlos im Burghofe gehen, eine Stimme ruft:

Komm, junger Mann, sag' nur nicht Nein, und spiel' ein
Spiel mit mir."

Schiött trällerte die hübsche Melodie, und als Otto sie hörte, ward es ihm so warm, so wehmüthig und doch wünschenswerth, so duftend, scheu und doch lockend lag die Welt vor ihm, so lieblich schien das Vaterland ihm seine Arme zu öffnen, daß er ausrief:

„Sie sollen Dank haben, Schiött, nun machen Sie Alles wieder gut!"

„Ja," erwiderte Schiött zerstreut, „nun habe ich Ihnen von dem Pantheisten Goethe und seiner Farben-Vorlesung während der Belagerung Verdüns und von dem Stoiker Goethe auf der Höhe bei Valmy erzählt. Er war dabei aber ein gutmüthiger Patron, und fügte sich immer in „die herrische Gewohnheit, jüngeren Männern seines Alters in Herzens- und Geistesnöthen beizustehen." In meiner Gutmüthigkeit mache ich es eben so. Nun muß ich mich aber von Ihnen trennen, denn dort geht Jemand, welchen ich sprechen muß. Gehen Sie nun nach Hause und lesen Sie Goethe."

Otto setzte seinen Weg fort, ohne darnach zu sehen, ob es ein Mann oder eine Frau sei, mit denen Schiött sprechen sollte. Ein unendliches Verlangen erfüllte ihn. Farben, Gesang, Wissenschaft, eine hübsche Prinzessin im Burghofe, die verschiedenartigsten, schönsten Bilder umschwebten ihn, und er dachte in diesem Augenblicke nicht daran, wie es zu erreichen war. Die Schönheit des Abends selbst war eine Glückseligkeit für ihn.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.